



13. Heft | 4. Juli 1912

PAUL KAMPFFMEYER · LEBEN UND WISSENSCHAFT

UNGST rechnete es der *Vorwärts* dem Genossen Hildebrand als schweres Vergehen an, daß er aus seinen theoretischen Untersuchungen »praktisch-politische Konsequenzen« gezogen hat. Gegenüber einer derartig merkwürdigen Auffassung wissenschaftlicher Denkarbeit wies ich auf die enge, unlösliche Verbindung von Wissenschaft und Leben hin und charakterisierte die Wissenschaft als schaffendes, die Wirklichkeit umwälzendes Wissen, als eine auf »praktisch-politische Konsequenzen« lossteuernde Lebensmacht.¹⁾ Und es sind höchstens weltentrückte Stubengelehrte, die seufzend die enge Berührung des Lebens mit der Wissenschaft als eine schimpfliche Entheiligung, als eine gewöhnliche Preisgabe empfinden. Die Wissenschaft wird wahrlich dadurch nicht gewöhnlich, daß sie Gewöhnliches zu deuten, zu werten und zu verwerten sucht. Die Wissenschaft ist ganz mit den großen Lebensrichtungen verwachsen, es stecken in ihr die Zwecke, Ziele, Tendenzen des Lebens. Und nur unfruchtbare, totes Wissen häufende Gelehrte werden sie deshalb *tendenziös* schelten.

Das verächtliche Pfui, das dem *tendenziös-politischen* Lied meist töricht und unangebracht entgegengerufen wird, dröhnt mit großem Recht der wirklich *tendenziösen* Wissenschaft in die Ohren. Unter *tendenziöser Wissenschaft* verstehen wir die absichtlich gefärbte, für bestimmte einseitige Zwecke zurecht gestutzte Wissenschaft. Die Wissenschaft bemüht sich nämlich das klar auszusprechen, was ist, und wir erwarten von ihr, daß sie die einem Zeitalter erreichbaren Erkenntnisse *exakt*, ohne Entstellung wiedergibt. Gewisse richtige Einzelerkenntnisse können in pseudowissenschaftlicher Aufmachung so *gestellt* werden, daß sie in ihrer Gesamtheit entstellend wirken. Der ehrliche Wahrheitssucher merkt sofort die Absicht, die Tendenz einer derartigen *wissenschaftlichen* Darstellung und wird verstimmt.

Wahre, ehrliche Wissenschaft will also das nach den Denkgeregeln verarbeitete Wissen eines Zeitalters *treu*, durch keine Nebenabsichten getrübt, wieder-

¹⁾ Siehe meinen Artikel *Meinungsfreiheit innerhalb der Partei* in diesem Band der *Sozialistischen Monatshefte*, pag. 604 ff.

geben. Dieser Satz bringt das, was wir als wahr, *objektiv* von jeder Wissenschaft fordern müssen, zum Ausdruck, er präzisiert aber zugleich den zeitlichen Charakter jeder wissenschaftlichen Erkenntnis. Mit der Weite und Tiefe menschlicher Erkenntnis wächst natürlich das menschliche Erkenntnisbild, dehnt und ändert sich menschliche Wissenschaft. Das Erkenntnisbild ist also wahr, wenn in ihm das dem Zeitalter zugängliche Wissen nach den Denkgesetzen richtig gestaltet ist. Wissenschaftliche Erkenntnisse sind miteinander recht kurzlebig, immerhin leben sie für eine bestimmte Zeit und sind in dieser ihrer Lebendigkeit für diesen Zeitabschnitt wahr. In jedem Zeitalter gibt es demnach eine unwahre, tendenziöse Wissenschaft, eine Wissenschaft, die absichtlich, im Interesse sozialer, politischer, wissenschaftlicher Gruppen das Erkenntnisbild der Zeit entstellt, trübt. Und sie fälscht damit selbst das eigentliche Wesen der Zeit, deren Leben.

Jedes Zeitalter kommt selbstverständlich nicht über sich hinaus. Sein Wissen ist eng an das eigenartig historische Sein der Zeit gebunden. Und die Lebensrichtung der Zeit greift in die Wissenschaft hinüber, belebt diese. Jedes Zeitalter, sei es auch noch so voll innern und äußern Reichtums, hat seine besondere Art von Borniertheit. Vor allem hört es mit seinen eigenen geistigen Ohren und sieht mit seinen eigenen geistigen Augen. Daher ermaß erst ein von technisch-ökonomischen Umwälzungen erfülltes Zeitalter mit seinen Augen die Bedeutung des wirtschaftlichen Moments für die soziale Entwicklung. Ganze Tatsachenreihen treten erst dann in das Blickfeld eines Zeitalters, wenn es ihrer für sein eigenartiges Leben bedarf. Das Sehen neuer Tatsachen, neuer Seiten des Lebens ist zuerst wenigen gegeben. Jedes Zeitalter hat seine *Seher*, die bestimmte Tatsachen und Zusammenhänge schon vor dem Gros ihrer Zeitgenossen erschauen. Und spät erst gelingt es meist diesen Sehern die Blinden ihres Jahrhunderts, die für bestimmte Tatsachen-seiten noch verschlossenen Augen ihrer Zeitgenossen sehend zu machen.

Das Blutband zwischen Leben und Wissenschaft kann nicht oft genug gezeigt werden; denn der Verächter der wissenschaftlichen Theorie, der *Nurpraktiker*, gibt es die Hülle und Fülle. Vergessen denn diese *Praktiker* immer wieder, daß die Theorie dem Leben entsprungen ist und selbst springendes, heißblütiges Leben schaffen will? Man schaue sich die Wissenschaften der Reihe nach an, und man wird überall ihren direkten Ursprung aus dem Leben mit Händen greifen. Da präsentiert sich uns zum Beispiel Klio, die Muse der Geschichte. Man wird uns darauf hinweisen, daß sie nur das, was gewesen, was geschah, berichtet. Sie tritt ja gleichsam stets aus der Leichenkammer und erzählt von Totem. Aber sie spricht zu Lebenden, und sie redet zu diesen aus einem ganz besondern Grund zu einem besondern Zweck.

Gewiß, die Geschichte ist dargestelltes Geschehen, aber der Geist dieses Geschehens muß sich selbstverständlich auch in der Geschichte bekunden. Die Lebenstendenzen eines Zeitalters sprühen und glühen in deren Geschichte, und die Historie, in diesem Sinn erfaßt, muß notwendig Tendenz, Lebensrichtung haben. In den Tagen der Herrschaft des Geschlechts, des Familienverbandes ist die Geschichte *Genealogie*, Historie der Sippe. In dem ersten Lehrbuch der Genealogie, das der Historiker Christoph Gatterer 1788 herausgab, findet sich der charakteristische, treffende Satz: »Genealogie gab es eher unter den Menschen als Historie.« Mit dem Geschlecht ist in dem

Zeitalter des Sippenverbandes das Individuum völlig verwachsen. Es gibt eigentlich keine Geschichte der Einzelpersönlichkeiten sondern nur der Geschlechter. In seinem anregenden Werkchen *Familienforschung* bemerkt E. Devrient zutreffend:

»Man hat sogar, nicht ohne Recht, gesagt, daß nicht die Sippe aus Individuen zusammengesetzt sei, sondern die Individuen nur vorübergehende Erscheinungen an dem Stamm der Familie sind. Daraus ergibt sich ohne weiteres die Bedeutung, welche für jeden die Kenntnis seiner genealogischen Beziehungen haben mußte. Auch Götter und Helden stellte man am liebsten als Glieder großer Geschlechter dar, und die ältesten Geschichtsbücher sind überall annalistische Aufzeichnungen, verbunden durch den oft viele Jahrhunderte durchlaufenden Faden der fürstlichen Genealogieen. Das finden wir bei den Chinesen, Indern und Assyren und Ägyptern. . . . Das Zeitalter der Peisistratiden wird charakterisiert durch die Abfassung von Geschlechtsregistern. Hekataios von Milet schrieb um 520 Genealogieen, welche von Herodot benutzt worden sind. Auch Hellanikos von Mytilene hat um die Mitte des 5. Jahrhunderts eine ganze Reihe genealogischer Schriften verfaßt. Herodot schuf dann das erste große Geschichtswerk, worin er die Genealogieen und Annalen der älteren Zeit in das kunstvolle Gewebe seiner formvollendeten Darstellung verflocht.«³⁾

Der Ostasiate ist heute noch stark in seinen Lebensäußerungen an sein Geschlecht und dessen Geschichte gebunden. Die lebenden Glieder einer Familie hängen untrennbar mit deren verstorbenen Gliedern zusammen. Trotz der sieghaften Kraft buddhistischer Religionsvorstellungen ruht bei den Ostasiaten der *A h n e n k u l t u s* auf fast unerschütterlicher Grundlage. Die Gegenwart einer Familie ist völlig mit deren Vergangenheit verwoben. Die Ahnen sind zu Göttern erhoben, und vor ihnen verneigen sich in tiefster Demut selbst die gebildetsten Ostasiaten. Was diesen heute noch das Geschlecht ist, das kann man nur erraten, wenn man die Schriften eines Lafcadio Hearn, eines Percival Lowell, studiert, dieser tieferschürfenden Gelehrten, die sich wirklich in die Seele des fernen Ostens versenkt haben.

»Von dem Kaiser auf seinem Thron bis hinab zum gemeinen Kuli in seiner Hütte ist es diese Idee der Verwandtschaft, die das ganze staatliche Gefüge zusammenhält. Das Reich ist eine große Familie, die Familie ein kleines Reich.«⁴⁾

Die begeisterte Kraft des Familiengedankens setzte sich noch im russisch-japanischen Kriege in den Heldentaten japanischer Offiziere unvergängliche Denkmäler. Karl Larsens fesselnde Arbeit *Japan im Kampf* bestätigt auf vielen Seiten diese Tatsache. Man verfolge nur die Aufzeichnungen des japanischen Leutnants Sakurai *Menschenkugeln, die Geschichte eines Soldaten vor Port Arthur*. Nachdem sich der junge Leutnant vor dem zweiten Hausaltar, wo die Denkmäler für die Vorfahren der Familie stehen, verneigt hatte, spricht sein Vater zu ihm die denkwürdigen Worte:

»Dein Vater ist durchaus auf deinen Tod gefaßt. Aber füge eine Blume von Ehre zum Namen unserer Familie, indem du dem Lande in Ehren dienst.«⁵⁾

Im Hinblick auf die Geister der Ahnen werden hauptsächlich die japanischen Großtaten jenes weltgeschichtlichen russisch-japanischen Krieges getan. Unter Dank und Opfer zeigte der Kaiser von Japan seinen Ahnen die Kriegserklärung gegen Rußland an, und, als der Russe zu Boden gezwungen war, trat der Kaiser im Sonnentempel zu Ise vor seine Ahnen hin und teilte ihnen den ruhmreichen Friedensschluß mit dem schwer gedemütigten Rußland mit.

Die das ganze Leben des Ostasiaten beherrschende Familienidee muß sich

³⁾ Siehe Devrient *Familienforschung* / Leipzig 1911, pag. 1 ff.

⁴⁾ Siehe Lowell *Die Seele des fernen Ostens* / Jena 1911, pag. 27 ff.

⁵⁾ Siehe Larsen *Japan im Kampf* / Frankfurt 1911, pag. 13.

selbstverständlich auch machtvoll in der Geschichtsschreibung durchsetzen. Das wichtigste Quellenwerk für die ältesten Zeiten der japanischen Geschichte ist das *Kojiki*, die Chronik des Altertums. Das *Kojiki* enthält nach dem japanischen Historiker Hisho Saito lediglich die Genealogie der kaiserlichen Familie, keine chronologischen Angaben.⁹⁾ Die Geschichte eines Zeitalters bringt nur das zum Ausdruck, was sich als die eigentliche Richtung des Zeitalters darstellt. Die Geschichte ist nicht der Welt entrückt. Wie sie selbst dem Leben entstammt, so will sie selbst Leben wecken. Die Geschichte ist eben nicht eine uninteressierte *Wissenschaft*, sie vermittelt ein lebensformendes Wissen, sie gibt Gelebtes wieder, um neues Leben zu erzeugen. Weil nach der Weltanschauung des Zeitalters der Gentilverfassung die Geister der Vorfahren niemals starben sondern die Nachfahren ständig umschweben und auf deren Geschehnisse kraftvoll einwirkten, deshalb bewahrte man treu ihre Geschichte. Man erzählte ja eigentlich von Lebenden für Lebende.

Als dann die Sippenverfassung zusammenbrach, wandte sich die Geschichte allmählich von der Verherrlichung der Geschlechter ab, sie wurde eine Geschichte der staatsbildenden Kräfte, im wesentlichen eine Geschichte der herrschenden Stände und Klassen. Aber auch da hält sie sich noch merkwürdig lange an der Familienidee fest. Sie gibt vorwiegend noch die Geschichte der herrschenden Familien, der Dynastien wieder. Die Staatsgeschichte tritt gleichfalls in den Dienst der großen Lebensrichtungen der Zeit, sie will das, was die Zeitgenossen bewegt, bewußt kräftigen. So erzählt der Vater der Geschichte, Herodot, vor allem den Freiheitskampf seines Volkes, um die Intensität dieses griechischen Volkslebens zu steigern. Als den Hauptgedanken der Herodotschen Geschichte hebt Schlosser hervor: die Freiheitsliebe und Verständigkeit der Griechen, ihr angeborener Sinn für Maß und Ordnung und die unter ihnen herrschende Genügsamkeit habe über Sklaverei und Pomp triumphiert. In seinen Darstellungen über die Anfänge der persischen Geschichte verherrlicht Herodot wieder die Genügsamkeit und Einfachheit, er richtet nämlich nach Schlosser »die Beschreibung der Zustände bei den alten Persern so ein, daß der Leser daraus von selbst erkennen muß, wie das Einfache, Mäßige und von Natur Kräftige unter der Götter Schutz sich von einem kleinen Anfang zu großer Macht erhebe, das Entgegengesetzte aber durch seine Größe selbst schwach sei«.

Wir können hier nicht die lebenssteigernden Tendenzen der nationalstaatlichen Geschichtsschreibung an den Lebensschicksalen der einzelnen Völker studieren, wir müssen uns hier mit einigen Fingerzeigen auf die Geschichte der jüngsten deutschen Vergangenheit begnügen, um die nationale Richtung der deutschen Geschichtsschreibung, um ihre machtvolle Wirksamkeit im Geist des nationalen Gedankens richtig zu beurteilen.

Zunächst überrascht uns die Allgemeingültigkeit und Lebendigkeit des nationalen Gedankens in der deutschen Geschichtsschreibung nach dem großen Jahr 1848. Wie stark gerade dieses Jahr mit seiner Einheits- und Freiheitsbewegung die deutschen Historiker beeinflusste, das hat schon ein Kampfgenosse dieser Tage, Gustav Freytag, in dem Aufsatz *Der Einfluß des Jahres 1848 auf die deutsche Wissenschaft, insbesondere auf die Geschichtsschreibung* dargestellt. Er schreibt da:

⁹⁾ Siehe Saito *Geschichte Japans* (Berlin 1912), pag. 4.

»Es ist eine wunderbare Sache, daß seit dem Jahr 1848 plötzlich eine Fülle von Kraft und politischer Weisheit in unserer Geschichtsforschung zutage kommt. Männer aus verschiedenen Landschaften, aus verschiedenen Schulen und aus sehr verschiedenen Disziplinen sind auf einmal begeisterte Apostel der selben Kirche geworden, Richter der Vergangenheit, Lehrer der Gegenwart und Propheten der Zukunft. Gelehrte Männer, welche sonst ihre Lebensaufgabe darin fanden die poetischen Schöpfungen der Vergangenheit zu verstehen, wie Gervinus, oder römische Inschriften, griechische Münzen und die Grundsätze des antiken Rechts zu erklären, wie Theodor Mommsen, oder die Tragiker der Hellenen zu übersetzen und den Staat Alexanders des Großen zu durchpilgern, wie Droysen, stehen jetzt als Bundesgenossen auf dem selben Schlachtfelde mit Schülern von Ranke, mit den Rednern der Kaiserpartei in der Paulskirche, mit den von Sybel, Häußler, Duncker, Waitz usw. ... Was sie auch für den größern Leserkreis schreiben, ihnen allen stürmt der Gedanke an die Zukunft der deutschen Nation durchs Herz, auf jeder Seite kennt man das ernste Bestreben das Volk zu belehren über seine gegenwärtige Lage, über seinen Staat, seine politische Zukunft, über die großen Gefahren, welche dem deutschen Leben drohen, über die Wege zu Rettung und Sieg, und dasselbe zu einem bestimmten Ziele hinzuführen.«⁶⁾

Mit den nationalen Preßwehen der Zeit nimmt die deutsche Geschichtsschreibung immer stärkere nationale Färbung an. In Heinrich von Treitschke gebärdet sie sich ganz preußisch-national. Die historischen Ereignisse werden in dieser Geschichtsschreibung auf das Hohenzollernsche Preußen-Deutschland direkt eingestellt. Aus einer für Preußen glühenden patriotischen Seele hervorgegangen, will die Geschichtsschreibung eines Treitschke direkt den Geist des preußisch-deutschen Patriotismus anfeuern. Die Geschichtsschreibung macht sich hier zum bewußten Organ des preußisch-deutschen Staatsgedankens. In Treitschke selbst steckt viel Draufgängerehrlichkeit; er ist fanatischer preußischer Patriot und nicht einfach wohlbestallter und bezahlter Hohenzollern-agent.

Die nationale Staatsidee ist eben nichts Künstliches, Gemachtes: Sie war und ist noch zum Teil eine Lebensrichtung der Zeit. Und als solche stürmt sie förmlich in die Geschichtsschreibung hinein. Sie ist zeitlich vollberechtigt und von höchster Daseinskraft. Es müssen gewisse Zeitalter national denken und empfinden, weil die Völker dieses Zeitalters aus einem gewissen Zustand ohnmächtiger Zersplitterung in die höhere Existenzform nationaler kraftvoller Geschlossenheit treten wollen. Der nationale Gedanke ist (man gestatte mir diese bewußte Übertreibung) eine geschichtsbildende Idee einer ganzen Zeitepoche. So ist denn der deutsche Einheitsgedanke in dem großen sozialistischen Agitator Lassalle wie in dem kleinbürgerlichen Patrimonialrichter Schulze-Delitzsch lebendig, und der *Konservative* Bismarck verwirklicht ihn durch eine kühne Blut- und Eisenpolitik. Von deutscher Einheit redet das Programm der Fortschrittspartei, und Lassalleaner rufen die Kampfesparole *Durch Einheit zur Freiheit!* in die Welt. Man sieht: Der ins Dasein drängende Einheitsgedanke springt verwegen selbst über alle Klassenunterschiede hinweg. Er ist ein Stück der allgemeinen Zeitseele.

Heute erkennen wir die Berechtigung, aber zugleich auch die Beschränktheit dieser nationalen Geschichtswissenschaft Deutschlands. Aus dem bewegten, leidenschaftlichen Ringen der Zeit nach nationaler Einheit herausgeboren, erfüllte sie die große Aufgabe der Zeit und half ideell Deutschlands Stämme zu einem einheitlichen Nationalstaat verschmelzen. Sie erwies

⁶⁾ Siehe Freytag *Bilder von der Entstehung des Deutschen Reichs*, gesammelt und herausgegeben von Rudeck / Leipzig 1912 / pag. 184 ff.

sich eben als Geburtshelferin praktisch-historischer Bestrebungen, diese nationale Geschichtsschreibung; aber sie war wegen dieser Hebammendienste, die sie der kreißenden Zeit leistete, nicht weniger wissenschaftlich. Ihre Tendenz war die Tendenz der Zeit überhaupt, und indem sie selbst Zeitgeschichte formte, nahm sie an dem wesentlichsten, wirklichsten Zug des Lebens teil. Wissenschaft soll, wie ich betonte, schaffendes Wissen sein, ein bewußtes, grundsätzliches Fortentwickeln des Lebens selbst. Man kann heute ruhig von der Tendenz der nationalen Geschichtsschreibung sprechen, weil man diese in ihrem ganzen Wirken schon überschauen und zeitlich begrenzen kann. Sie erscheint uns in allerjüngsten nationalen Geschichtswerken heute als *tendenziös*, als gemacht, weil sie eben aufgehört hat Geschichte zu machen. In einer Epoche, deren eigentliche Lebensrichtung nicht mehr national ist, die bereits an der Gestaltung internationaler Institutionen planvoll und emsig arbeitet, wird eine nur nationale Geschichtsschreibung unwahr, im bösen Sinn des Worts *tendenziös*. Aber diese Tatsache darf uns nicht ungerecht gegenüber der berechtigten Epoche nationaler Geschichtsschreibung stimmen, gegenüber der Epoche, in der die Geschichtsschreibung das aussprach, was ist, in der sie dem wirklichen, tatsächlichen Ringen der Zeit Ausdruck verlieh, in der sie selbst Leben schuf. Und das war ihre bedeutungsvollste, charakteristischste Seite. Die nationale Geschichtsschreibung hat auch ihre großen Propheten und Märtyrer gehabt, die schon bei der ersten Morgenröte der aufsteigenden nationalen Idee deren große Wirklichkeitskraft, deren schöpferisches Wesen erkannten. Der alte Ernst Moritz Arndt, der in Greifswald und Bonn Geschichte dozierte und den nationalen Einheitsgedanken männlich und kraftvoll aussprach, ist in den Tagen der schmachvollen Demagogenverfolgung ein echter, rechter Märtyrer der nationalen Geschichtsschreibung geworden.

Elementare Lebenskräfte trieben die nationale Idee und die nationale Geschichtsschreibung empor. Aber das Leben blieb bei dieser Idee nicht stehen, es schritt kühn über sie hinweg. Die nationale Wirtschaft wurde zur Weltwirtschaft, der Einzelbetrieb zum Kollektivbetrieb. Dem Zeitalter des Einzelbetriebes hing etwas Individuelles an, das Massenhafte, Kollektivistische im wirtschaftlichen und sozialen Leben trat erst in dunklen Umrissen hervor. Die Masse hatte zum Teil noch wenig Eigenleben, sie gebärdete sich rein als Geleitete, Geführte, gleichsam als von außen Fortgeschobene. Hatte sich das Zeitalter der Sippengewalt nicht von der Vorstellung der Göttlichkeit des Sippenoberhauptes trennen können, beobachtete sie noch bis in die Tage der eigentlichen Staatsherrschaft hinein den Ahnenkultus, so befreite sich das Regime des Nationalstaates nicht leicht von der Vorstellung des Übermenschentums führender Dynastien, führender Heroen. Der Ahne als der seiner Sippe wohlgeneigte, gnädige Gott verschwand wohl, aber das Gottesgnadentum der staatlichen Herrscherfamilie bestand fort. Eine Art Halbgott, Heros blieb der Herrscher, der Lenker, der Führer der Völker noch, und selbst im 19. Jahrhundert errichtete noch ein Carlyle dem Heroenkultus zahlreiche Altäre.

Da brach in eben diesem 19. Jahrhundert eine Weltwende an. Die neue Zeit entfesselte neue Lebenskräfte: organisierte Massenbetriebe und sich selbst organisierende Massen. Die Arbeit trat aus ihrer Vereinzelung heraus und offenbarte sich nun als große, aufbauende gesellschaftliche

Kraft. Wälzte sie so vor den Augen der Zeitgenossen die ganze Gegenwartswelt um, so lag es nahe ihre revolutionäre, gestaltende Kraft in der Vergangenheit zu verfolgen. Und Marx verfolgte die Geschichte dieser gesellschaftlichen Arbeit, der Entwicklung ihrer Produktivität und gelangte zu seiner ökonomisch-kollektivistischen Geschichtsauffassung. Die ökonomische Seite der sogenannten *materialistischen Geschichtsauffassung* ist nicht das wirklich Neue an der Marxschen Geschichtsauffassung. Stark ökonomisch dachte schon der alte Möser in seiner *Osnabrückischen Geschichte*, in den historisch-philosophischen Betrachtungen der *Patriotischen Phantasieen* und in seinen kleinen historischen Aufsätzen. Aber Frühlingsfrische atmeten die kollektivistischen Ideengänge der Marxschen Geschichtsauffassung. Da sehen wir im *Kommunistischen Manifest* neue kollektivistische Momente im ganzen Wirtschaftsleben auftauchen, da läuft vor uns der ganze Entwicklungsprozeß der Arbeiterorganisation von der natürlichen Zusammenfassung der Proletarier in der Fabrik bis zu deren politischen Klassenkampforganisation ab. Vieles ist mit Seheraugen geschaut, und nicht nur geschaut sondern schon vorausgeschaut. Und das neu erfaßte ökonomisch-kollektivistische Moment wird zur Aufhellung der Geschichte der Vergangenheit benutzt.

Aber das neue Licht soll nicht nur nach rückwärts sondern nach vorwärts leuchten. Diese Marxsche Geschichtsauffassung will auf Zukunftsbahnen Licht werfen, sie will, dem Leben entspringend, diesem neue Wege weisen. Hier wird der Drang der Geschichte Leben zu schaffen direkt elementar. Die Geschichtswissenschaft, die in der Wirtschaft, im sozialen Leben die Bildung kollektivistischer Organisationen erschlossen hat, klingt in die aufpeitschende Wendung aus: Proletarier vereinigt euch, fügt euch zu großen kollektivistischen Organisationen zusammen! Das gestaltende Lebensprinzip in der historischen Wissenschaft eines Marx offenbart sich uns in allen seinen historischen Theorien, vor allem in seiner Lehre vom Klassenkampf. Durch die ganze geschriebene Geschichte läuft nach seiner Ansicht der Klassenkampf. Die ganze Geschichte ist ein Kampf zwischen ausbeutenden und ausgebeuteten Klassen. Und aus diesem weltgeschichtlichen Kampfe sollen eben die ausgebeuteten Klassen der Gegenwart die Bedeutung dieses Kampfes für ihre eigenen Befreiungskämpfe ermessen. Die Marxsche Theorie will also eine Lehre für die kommenden geschichtlichen Befreiungskämpfe der unterdrückten Arbeiterklasse geben.

Die Marxsche Geschichtswissenschaft hält erfreulicherweise sorgfältig mit den Tatsachen des Lebens Schritt. Als sich die Verfasser des *Kommunistischen Manifests* in das Leben der primitiven Völkerschaften Amerikas und Australiens vertieften, schränkten sie den Satz, daß die bisherige Geschichte die Geschichte von Klassenkämpfen sei, auf die nur geschriebene Geschichte ein. Die Bedeutung der Geschlechterverfassung ging ihnen auf, und mit dieser Erkenntnis schalteten sie das Prinzip des Klassenkampfes aus der Geschichte der Völkerschaften aus, die noch unter der Herrschaft der Sippenverbände stehen, auf Grundlage des Gemeineigentums wirtschaften und noch nicht in Klassen zerfallen. Eine sehr wichtige Korrektur an dieser Marxschen Geschichtstheorie. Und die Rolle des Klassenkampfes in der Geschichte, so glaube ich, wird noch genauer umgrenzt werden müssen, denn wir scheinen unter dem Einfluß der Marxschen Theorie häufig da Klassenkämpfe in die Ge-

schichte hineinzutragen, wo sich die Angehörigen einer scharf abgezeichneten Gesellschaftsschicht noch nicht zu einer kriegführenden Klasse zusammengefaßt haben. Klassengegensätze bestehen zwar schon, aber es mangelt an einer Klassenorganisation, und es fehlen die Klassenkämpfe. Hier wird das wirkliche geschichtliche Leben die Geschichtstheorie korrigieren müssen. Sicher ist das eine: Das von Marx so fest umrissene ökonomisch-kollektivistische Moment ist eine Grundkraft unseres technisch-wirtschaftlichen Zeitalters. Die Marxsche Geschichtsauffassung verknüpft uns mit dem gestaltenden Leben selbst. Und solange sich der ökonomische Kollektivismus in der Umwälzungsgeschichte der Kulturwelt betätigt, wird die ökonomische Geschichtsauffassung eines Marx wissenschaftlich wahr, objektiv sein. Sie ist wissenschaftlich wahr, weil sie lebenswahr ist, weil sie die Grundrichtung der Zeit vom Standpunkt unserer gesamten Kenntnisse aus richtig zum Ausdruck bringt. Und als lebendige Geschichtswissenschaft wird sie ihrerseits geschichtliches Leben schaffen.

XX

WILHELM SCHRÖDER · DIE ANGST VOR DEM EIGENEN MUT



ENES alte Sprichwort, wonach dafür gesorgt ist, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, gilt vor allem für das politische Leben. Genau genommen sind hier die Gärtner selbst am meisten beflissen ihr Teil zu tun, daß die Bäume sich im Wachstum nicht übernehmen. Was schon in der Zeit von 1903 bis 1906 der Sozialdemokratie, wenn auch nur mit beträchtlicher Kraftaufwendung, gelang, und was dann zum Nutzen unserer Partei die bürgerlichen Interessensvereinigungen mit weniger Rumoren und mehr Schlaueit fertig brachten, das scheint in der Gegenwart wieder Aufgabe einiger Kreise in unserer Partei zu sein. Nämlich uns bei den Leuten, die uns vorab als Stütze nützlich sind, die Sympathieen zu verschmerzen. Diese Kunst gelingt ihnen, indem sie sich zum Vergnügen der Regierung und der Konservativen derart geben, daß die Parteien, die mit uns im Bunde vielleicht der Politik eine andere Richtung weisen könnten, sich so weit als möglich von uns abwenden und den nach rechts strebenden Kräften in ihren Reihen williger als es zu Anfang des Jahres möglich schien Gehör schenken. Die nationalliberale Angst vor der eigenen Courage spielt, wenn auch natürlich nicht in nationalliberaler Gestalt, in den Reihen der Sozialdemokratie gleichfalls eine Rolle.

Diese Angst, nennen wir sie einmal die Angst um Erhaltung des rechten Glaubens oder der wohlbewährten Grundsätze, trat mit schlotternder Gebärde auf die Gasse, gleich nachdem bekannt geworden war, daß der Parteivorstand sich mitten im heißen Reichstagswahlkampf zu einer Tat entschlossen hatte. Zu einer Tat, von der man denken sollte, daß sie nur den verbissenen Gegnern des politischen Fortschritts Schrecken einjagen würde. Das Stichwahlbündnis mit der Fortschrittspartei und die an manchen Orten mit den Nationalliberalen getroffenen Vereinbarungen hatten nicht nur der Sozialdemokratie die unerhörte Zahl von 110 Sitzen sondern der gesamten Linken eine, wenn auch geringfügige Mehrheit im Reichstag verschafft. Das 1907 gar eilig gegen den sozialdemokratischen Feind ausgespielte Wort *Was kümmert mich die Regel!*

kam diesmal der Sozialdemokratie und ihrer Führung derart ausgiebig zugute, daß unter einer politisch geschulten Anhängerschaft eitel Genugtuung hätte herrschen sollen. Diese Genugtuung hätte um so größer sein müssen als fortschrittliche und nationalliberale Wähler in einem bis dahin noch nicht erlebten Umfang die mit der Muttermilch eingesogene Rotscheu überwandten, ihre von den sozialdemokratischen doch beträchtlich weit entfernten Interessen zurückstellten und so den Erfolg der Linken im allgemeinen und der Sozialdemokratie im besondern ermöglichten. Daß die neue Sachlage im politischen Leben Deutschlands von dem größten Teil der bürgerlichen Linken gewürdigt wurde, zeigte die Wahl des Reichstagspräsidiums am 9. Februar, die von neuem das Aussehen der Sozialdemokratie derart bei Freund und Feind emporhob, daß man sagen konnte, die Möglichkeit neuer politischer Erfolge sei unserer Partei förmlich auf dem Präsentierteller dargeboten worden.

Wie aber nützte man in der Sozialdemokratie diese Sachlage? Kaum waren unsere Abgeordneten auf ihren 110 Sitzen warm geworden, so erschienen im impossibilistischen Teil unserer Parteipresse ausgedehnte Enthüllungen, nicht über die Anschläge einer reaktionären Regierung und der ihr verbündeten Parteien sondern über Verfehlungen, deren unser Parteivorstand sich bei dem erfolgreichen Stichwahlabkommen schuldig gemacht haben sollte. Was kümmert uns die Regel? Unendlich viel, denn nur durch peinliche Beobachtung des hergebrachten Rituals ist der Aufguß angeblich bewährter Prinzipien in Reinkultur zu erhalten. Mit welchem Behagen mögen die Führer der Reaktion jene gegen die *Dämpfung* des Stichwahlkampfes gerichteten Kraftworte vernommen haben, wonach es wirklich und wahrhaftig schwer sein soll die vertrackten »Zeilen des Abkommens zu lesen, ohne daß einem die Röte der Scham oder des Zornes über die fortschrittliche Zumutung ins Gesicht steige«.

Aber aus dem Osten stieg in diesem Fall nicht nur das strafende Ungewitter sondern auch die beseligende Erleuchtung empor. Unsere polnische Parteigenossin, die dermaßen die deutsche Parteileitung abzustrafen verstand, bot auch sofort das Mittel zur Heilung und Besserung aus. Sinnigerweise sollte die Veredelungskur an mehreren Stellen und zwar auch an jenem Teil des Körpers der proletarischen Organisation beginnen, dessen Wesen und Gestalt seit je bei den Ästheten des Klassenkampfes Mißbehagen geweckt hat: auf gewerkschaftlichem Gebiet nämlich.

»Nicht in einer geschäftigen Jagd nach Mandaten durch ein Techtelmechtel mit dem Liberalismus sondern durch einen sofortigen Appell zu Massenaktionen größten Stils im ganzen Lande für die Eroberung des preußischen Wahlrechts, für den Achtstundentag, für die Einführung des Milizsystems, so wäre der Wahlsieg zur Machtstärkung des Proletariats und zugleich unserer Position im Reichstag in der einzig richtigen Weise erzielt worden.«

Noch deutlicher rief unsere Genossin Luxemburg in einer in Bremen gehaltenen Rede die 4¼ Millionen Wähler zu ihrer Pflicht auf nun doch einmal ihre Macht gebrauchen zu lernen:

»Ihr müßt jetzt als Masse auf den Kampfplatz und müßt für das preußische Wahlrecht und für den Achtstundentag auf der Straße kämpfen.«

Das Geschäft ist richtig, pflegte ein Altberliner Kneipwirt zu sagen; und dem Rezept unserer Parteigenossin bleibt nur um deswillen die Wirkung ver sagt, weil etliche Führer des Proletariats sich partout der Befolgung widersetzen. Und zwar gerade diejenigen, die doch am ehesten für das in Leipzig

und Bremen empfohlene Heilmittel dankbar sein sollten. Die 4¼ Millionen sozialdemokratischer Wähler und ein gutes Teil deutscher Arbeiter mehr wären auf dem besten Weg zum Achtstundentag, wenn gerade bei den Gewerkschaftsleitern sich nicht jener nichtsnutzige Hochmut kleiner gesättigter Geister breit machte. In plumpem Deutsch schrieb der *Grundstein*, das Organ des Bauarbeiterverbandes, am 16. März 1912 als Antwort auf die radikale Einladung an die deutsche Arbeiterschaft:

»Das ganze, der Wirklichkeit abgewandte Wesen dieser Propaganda, wovon die Luxemburgischen Reden und Artikel nur den Gipfel darstellen, ist der Grund, auf dem die Schwierigkeiten wachsen, ohne die heute kaum noch eine Lohnbewegung größeren Stils durchgeführt werden kann . . . Die Arbeiterschaft auf die Straße zu drängen, das war der Lieblingswunsch des alternden Bismarck, der diesen sauberen Plan durch Lockspitzel zu verwirklichen trachtete. Vergeblich: Die Arbeiterschaft war schon damals zu reif für solchen Wahnwitz. Sie wird es hoffentlich auch jetzt sein, wo es Parteimitglieder sind, die diesen Wahnwitz predigen.«

Das ist nicht sehr höflich, scheint aber doch einigermaßen von der Stimmung in den organisierten Schichten der deutschen Arbeiterschaft zu zeugen, auf die man *nolens volens* bei Massenaktionen ja wohl immer noch Rücksicht nehmen muß.

Woran es liegt, daß gerade die Führer der organisierten Massen so wenig geneigt scheinen ihre Sache auf nichts zu stellen, mag ein anderer ergründen. Vielleicht geht man aber nicht fehl, wenn man annimmt, daß etliche Erinnerungen an eine nicht gar zu fern abliegende Vergangenheit den schwerfälligen Deutschen das Ohr verstopft haben. Waren es doch gerade die der Genossin Luxemburg gleichfalls am Herzen liegenden russischen Proletarier, die ihr Rezept buchstabengetreu anwandten und dabei leider nun einmal nicht so führen, wie es ihnen ihre deutschen Brüder von Herzen gewünscht hätten. Denn wenn man auf die Straße steigt, will man ja wohl den Achtstundentag nicht auf acht Tage sondern dauernd erringen. Aber auch sonst sieht das Tun und Treiben der organisierten Arbeiterschaft verzweifelt wenig einer Sehnsucht nach dem politischen *Va banque*-Spiel ähnlich. Die Gewerkschaften häufen eine Million Mark auf die andere, stellen bei ihren Kämpfen kaum noch die Verzweiflung ausgehungertes Proletarier, desto mehr aber ihren Kriegsschatz als Faktor in Rechnung und suchen, auf ihr Vermögen gestützt, dem gerade darob sich unbehaglich fühlenden Unternehmertum bessere und einigermaßen dauernde Lohn- und Arbeitsverträge abzurufen. Nun erst das Genossenschaftswesen mit seinen Arbeiterwohnungsbauten, seinen Sparkasseneinrichtungen, seinem Bankinstitut, der von seinen Leitern gehegten Zukunftspläne gar nicht zu gedenken. Erst dieser Tage haben Gewerkschaften und Genossenschaften den Plan einer mit ansehnlichem Grundstock versehenen Volksversicherung zur Wirklichkeit werden lassen; und es soll uns gar nicht wundern, wenn diese Neuerung nicht nur bei den erklärten Gegnern jeder selbständigen Arbeiterbewegung das Denunziationsfieber zum Ausbruch bringt sondern auch bei unseren ultraradikalen Glaubenswächtern als ketzerische Unreinheit verschrien wird. Gibt es doch in unseren Reihen selbst heute noch Fossilien der reinen Lehre, die jeden Schritt in ein neues Gebiet als Ver-sündigung verdammen.

Doch nicht nur Gewerkschaften und Genossenschaften, die sich ja nie stubenrein benommen haben, sondern auch die offizielle Sozialdemokratie richtet sich mit einer Bequemlichkeit im Gegenwartsstaat ein, als ob sie den Übergang

in die neue Gesellschaft für eine durchaus unriskante Sache hielte. Klingt es nicht wie Hohn auf alle Desperadopolitik, daß sozialdemokratische Proleten eine Aktiengesellschaft *Lindenhaus* gründen, die zu dieser Gründung erforderliche Million bar vor den aufhorchenden Revisoren des Handelsgerichts auf den Tisch legen, dann für $3\frac{1}{2}$ Millionen Mark dem *Vorwärts* ein neues Geschäftsgebäude erwerben und durch Barzahlung von 850 000 Mark einer schwindsüchtig gewordenen Baufirma wieder auf die Beine helfen? Wenn das vor zwanzig Jahren ein Mitglied der Berliner Preßkommission erlebt hätte, ihm wäre grün und gelb vor den Augen geworden; sei es von wegen der bürgerlich-kapitalistischen Verseuchung der Sozialdemokratie, sei es auch nur *propter invidiam*.

Man wird mich der Abschweifung vom ursprünglichen Gegenstand zeihen. Denn was haben diese Geschehnisse mit der parlamentarischen, überhaupt mit der politischen Haltung der Sozialdemokratie zu tun? Doch wohl einiges. Sie lassen den fatalen Widerspruch zwischen Worten und Handlungen erkennen. Die wirtschaftliche Macht, die die deutsche Arbeiterschaft in der politischen wie in der gewerkschaftlichen und genossenschaftlichen Bewegung sich erobert hat, muß auch im parlamentarischen Leben, auch in ihrem Einfluß auf die Staatsgewalt zur Geltung kommen, wenn nicht das Gemeinwesen Schaden leiden soll. Nicht nur die Arbeiterschaft, sondern auch diejenigen bürgerlichen Schichten, die an einer ruhigen sozialen Entwicklung ein Interesse haben, verlangen, daß die Sozialdemokratie auf dem Boden der Politik ihrer wirtschaftlichen Macht entsprechend bewertet wird; und manche preußischen Minister wissen in Gemeinschaft mit den reaktionären Wortführern sehr wohl, was sie tun, wenn sie alles aufbieten, um diese Macht nicht zum Ausdruck kommen zu lassen. Es ist auch dies eine Politik höchst unkluger Verzweiflung, eine Politik, die den heutigen Machthabern Schaden statt Nutzen bringen wird, weil es unmöglich ist neu auftauchende wirtschaftliche Mächte dauernd außer Rechnung zu stellen. Aber hat die Sozialdemokratie ein Interesse daran diese Art Politik zu stützen? Man sollte meinen, das Gegenteil wäre der Fall. Wer in den Reihen der Arbeiterschaft das Gefühl der Verantwortlichkeit in sich spürt, ist über das Luxemburgische Rezept zur Tagesordnung hinweggegangen; und die Blamage der paar desparaten Geister in der deutschen Sozialdemokratie wäre unheilbar, wenn sie ihre tönenden Worte in die Tat umsetzen und wegen Einführung der Miliz und des Achtstundentags die $4\frac{1}{2}$ Millionen auf die Straße locken wollten. Nicht 5 % der Eingeladenen würden dem Appell zurzeit folgen.

Ganz anders aber hat das Geschrei der Desperados auf die parlamentarische Tätigkeit eingewirkt. Nicht etwa, daß zu sagen wäre, die Leipziger und Bremer großen Worte hätten der politischen Haltung der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion die Richtung gewiesen. Das wäre zu viel behauptet. Aber die Erörterungen, die sich zunächst an das Stichwahlabkommen knüpften, haben die Angst vor der eigenen Courage geweckt und das Gefühl in der Arbeiterschaft aufkommen lassen, daß es besser gewesen wäre überhaupt von einem Übereinkommen mit einer bürgerlichen Partei abzusehen, wenn man Scheu trug dem ersten Schritt den zweiten folgen zu lassen (was sich bei der Präsidentenwahl deutlich zeigte). Es geschah dann auch außerhalb des Parlaments mancherlei in den Reihen der Sozialdemokratie, was einem weitem

Zusammenwirken mit der bürgerlichen Linken hinderlich war. Man braucht nur an das Ketzengericht gegen Hildebrand und an das trotz seiner Drolligkeit kaum anheimelnder wirkende Kesseltreiben gegen den Ritualverächter Landsberg zu erinnern. Man denke ferner an das beschämende Spektakelstück, das unsere Exaltados in Württemberg aufführten, will man die Wirkung unserer Handlungen nach außen hin beurteilen. Es wird ja zutreffen, daß der Rückgang der sozialdemokratischen Stimmen bei den beiden Nachwahlen in Oldenburg und Mecklenburg auch ohne das erwähnte Aufbegehren der Glaubenswächter eingetreten wäre, daß er auf Zufälligkeiten beruht. Aber es muß doch daran erinnert werden, daß auch 1903 der innerparteiliche Spektakel mit sehr ungünstig ausfallenden Nachwahlen parallel lief. So arg wie damals steht es in diesem Jahr nun ja nicht um die Selbstzerfleischung der Sozialdemokratie. Aber immerhin waren in dem halben Jahr, das seit dem Siege des 12. Januar jetzt verflossen ist, genügend Kräfte am Werk, die es verhinderten, daß der Teil der Macht, der uns im politischen Leben zukommen sollte, überhaupt zur Geltung kam.

Und dennoch müssen wir über den Berg. Das Stichwahlabkommen war der erste wirkliche Schritt zu einer Umgestaltung der politischen Zustände in Deutschland, und eben um deswillen erregte er den Zorn der Konservativen drüben und in unseren Reihen. Ihm müssen andere Verständigungsversuche mit bürgerlichen Parteien folgen, wenn unser politischer Einfluß dem wirtschaftlichen entsprechen, wenn es mit der Entwicklung, auf die wir uns im Interesse der deutschen Arbeiterschaft nun einmal eingerichtet haben, vorwärts gehen soll. Zurzeit wird die Sozialdemokratie als politische Vertretung der Arbeiterschaft in Deutschland noch nicht so bewertet wie es ihr nach ihrer wirtschaftlichen Bedeutung gebührte.

XX

MAX SCHIPPEL · KOLONIALBEGEISTERUNG, ATLANTICUS UND K. KAUTSKY



REISINNIGE Blätter wiesen vor kurzem auf eine, zur Zeit der Veröffentlichung in der Partei nicht übermäßig beachtete und heute schon halbvergessene Schrift eines ungenannten Verfassers *Atlanticus* hin.¹⁾ K. Kautsky hat zu jener Schrift, die im Dietzchen Parteiverlag erschien, ein, wie gewöhnlich etwas längeres Vorwort geschrieben, und so wurden ihm, nicht *Atlanticus*, vom *Berliner Tageblatt* ein paar für die Monarchie recht anerkennende, dagegen für die Republik wenig freundliche Äußerungen schadenfroh entgegengehalten. Für diese lehnte wiederum K. Kautsky alsdann jede Verantwortlichkeit ab, durch eine jener charakteristischen unzähligen Erklärungen, die, wie wir zu unserer und sicherlich auch der Partei nicht geringen Freude hören, demnächst in einem, auf etwa 10 bis 12 Bände berechneten Monumentalwerk gesammelt erscheinen sollen, und zwar unter dem Titel *Gegen Mißverständnisse: meiner Kritiker* (Band 1) und *meiner engeren Freunde* (Band 2 bis 10 respektive 12 bei Fortdauer der jetzigen edelmarxistischen Auseinandersetzungen).

Formell hatte K. Kautsky mit seiner Ablehnung zweifellos nicht unrecht,

¹⁾ Siehe *Atlanticus Ein Blick in den Zukunftsstaat: Produktion und Konsum im Sozialstaat*, mit einer Vorrede von Kautsky / Stuttgart 1898/.

obwohl unser Allesbeweiser, dem wie Terenz nichts *Menschliches* fremd geblieben ist, gerade auf diesem strittigen Gebiet mit mancherlei überaus stattlichen Leistungen aufzuwarten vermag: man denke nur an sein vernichtendes Urteil über die Jauréssche Blockpolitik zur Verteidigung der französischen republikanischen Verfassung gegen alle monarchistischen Untergrabungsversuche; ein Urteil, das stellenweise für die Monarchie ebenso lobend wie für die Republik absprechend und sogar niederschmetternd lautete. Doch das interessiert uns heute nicht. Dagegen veranlaßte mich der erwähnte Zwischenfall wieder einmal die *Atlanticusschrift* hervorzuholen, und ich bereue es nicht. Einmal wegen verschiedener lehrreicher Ziffern und Ausführungen des jetzt so schöne abgeschüttelten Verfassers. Weiter jedoch wegen der warm empfehlenden Vorrede des damaligen K. Kautsky, einer Vorrede, die selbst ohne die darauf folgenden Darlegungen von *Atlanticus* durchaus lesenswert bleibt. Vor allem werden die beiderseitigen Ausführungen zur Kolonialfrage manchen zum Nachdenken, sei es über die Verfasser sei es über die sachliche Frage selber, anregen. Deshalb seien sie in erster Linie berücksichtigt.



ATLANTICUS entpuppt sich nämlich, bei aller Begeisterung für den Zukunftsstaat und das Endziel, als der strammste Kolonialschwärmer, der wohl überhaupt bisher in der Partei zu Wort gekommen ist. Man müsse ernstlich mit der Möglichkeit rechnen, daß der Sozialstaat, da auf keinen Fall »die ganze Erde auf einmal« zum Sozialismus übergehen könne, seinen notwendigen Bedarf an fernländischen, kolonialen Erzeugnissen (ausdrücklich genannt werden hier zunächst Tee, Kaffee, Kakao, Gewürze, Seide, Südfrüchte usw.) nicht mehr durch Austausch von außen her gedeckt erhalte. Zur Sicherung seines wirtschaftlichen Lebens seien deshalb für den bedrohten Sozialstaat angegliederte Kolonien unbedingt nötig, um auch für diese die Produktion und die notwendigen Lieferungen einheitlicher und zielbewußter zu ordnen als heute bei der regellosen Austauschwirtschaft:

»Ein gerechter internationaler Produktaustausch wäre nur möglich unter der Voraussetzung einer Weltrepublik, und die kann bei dem sehr ungleichen Bildungs- und Kulturniveau selbst der europäischen Völker sehr lange auf sich warten lassen. Jedenfalls ist das weitaus Näherliegende ein Staatswesen, welches innerhalb seiner eigenen Grenzen, inklusive der Kolonien, sich selbst genügen kann. England ist zum Beispiel vollständig in der Lage sich selbst genügen zu können, aber selbst für Deutschland wäre dies nicht so sehr schwierig. An brauchbaren Tropenkolonien hat es vollauf Genüge, um seinen ganzen Bedarf an tropischen Erzeugnissen in hoher Qualität produzieren zu können. Kamerun ist zum Beispiel nach den neueren Forschungen, namentlich von Wohltmann, ein landwirtschaftlich hochwertiger Besitz, der für die Erzeugnisse von Kaffee, Kakao, Tabak die denkbar günstigsten klimatischen und Bodenverhältnisse aufweist. Neuguinea erzeugt eine Baumwolle, die die besten amerikanischen Marken übertrifft. Ausgezeichnet für den Kaffeebau geeignet ist auch das Bergland von Usambara (Ostafrika), auch Deutsch Südwestafrika läßt sich für die Viehzucht, namentlich Schafzucht, recht gut verwenden. . . . [Die] trockenen Savannen von Ostafrika werden sich wenigstens zur Viehzucht, Rinderzucht, benutzen lassen. Wenn man vielleicht auch nur auf 10 Hektar wird 1 Stück Rindvieh halten können, so wären da doch bei völliger Ausnutzung 8 bis 9 Millionen Rinder unterzubringen. Deutsch Südwestafrika könnte sicher 25 bis 30 Millionen Schafe auf seinen 80 Millionen Hektar ernähren, welche nahezu die gesamte Wolleinfuhr Deutschlands aus Australien und Argentinien ersetzen könnten. Ein Teil der höher gelegenen Striche von Ostafrika wird sich jedenfalls auch noch zu Weizenbau verwenden lassen, man hat wenigstens schon bei Tabora schönen proteinreichen Weizen erzeugt. Für Südfrüchte, Orangen,

Feigen, Mandeln etc. werden die bewässerbaren Talgründe in Deutsch Südwestafrika recht geeignet sein; selbst wenn man nur ein Tausendstel von Südwestafrika bewässern könnte, gleich 80 000 Hektar, so würde doch der Bedarf an Südfrüchten reichlich gedeckt. Für den Anbau von hochwertiger Baumwolle, edlem Tabak, Ranie lassen sich von den außerordentlich fruchtbaren Alluvialebenen Neuguineas sicher 400 000 bis 500 000 Hektar dem Urwald abringen. . . . Was den Import an Getreide, Vieh, Fleisch anlangt, dessen Wert 1891 bis 1896 im Mittel eine Höhe von 600 bis 700 Millionen Mark erreichte, so können diese Nahrungsmittel fast vollständig in Deutschland selbst erzeugt werden, sobald erst die Landwirtschaft einheitlich organisiert ist. . . . Der deutsche Weizen ist allerdings recht proteinarm. . . . Lassen sich jedoch in den Hochebenen Ostafrikas nur 1 bis 2 Millionen Hektar für Weizenanbau tauglichen Bodens (gleich 1 bis 2 % der Gesamtfläche) ermitteln und darauf nur 1000 Kilo pro Hektar Weizen produzieren, so könnte Deutschland, auch was den Bedarf an hochwertigem Weizen anlangt, bereits bei seinem jetzigen Kolonialbesitz von der übrigen Welt unabhängig dastehen. Es brauchte dann bloß in Ostafrika die Eisenbahnen zu bauen, Bodenmeliorationen, namentlich künstliche Bewässerung, einzurichten. . . .

Jedenfalls ist der Kolonialbesitz Deutschlands ein geradezu ausschlaggebender Faktor für die Lösung der sozialen Frage, und die einzige Sorge sollte sein, daß nicht zu viel Land zu Spekulationszwecken erworben, der Staat später nicht gezwungen wird Milliarden dafür auszuwerfen, was er jetzt umsonst hat. Vor allem aber müßten überall landwirtschaftliche Versuchsstationen gegründet, geologische Durchforschungen, Vermessungen ausgeführt werden. . . . Die Sozialdemokratie würde in ihrem eigenen Interesse handeln, wenn sie, anstatt die Kolonialbudgets schroff zu bekämpfen, proponierte jährlich einige Millionen zur wissenschaftlichen Erforschung und Anlage von einigen Dutzend Versuchsstationen auszuwerfen. . . .

Selbst den gleichzeitigen Sieg des Sozialismus auf der ganzen Linie vorausgesetzt: glaubt man wirklich, daß damit alle nationalen Gegensätze abgeschafft, die Engländer zum Beispiel ohne weiteres großmütig mit den Deutschen werden teilen respektive sich zu einem billigen, gerechten Produktaustausch werden verstehen wollen? . . . Die gegenwärtige Feindseligkeit der Sozialdemokratie gegen die Kolonien ist ja recht erklärlich aus dem Grunde, weil sie dem Staat nichts einbringen sondern nur Geld kosten, respektive den ganzen Vorteil von deren Ausbeutung Privatkapitalisten an sich ziehen. Das würde sofort anders werden, sobald der Staat daselbst auf seinen Ländereien, die ihn zudem nichts kosten, tropische Landwirtschaft im großen Stil treiben wollte. . . . Wenn man keine Kolonien in anderen Zonen erwerben respektive die vorhandenen um jeden Preis losschlagen will, dann ist allerdings die Durchführung des Sozialismus möglicherweise in eine ganz unabsehbar ferne Zukunft, 500 oder mehr Jahre (Rodbertus!) hinausgerückt.

Will man in der nähern Zukunft etwas erreichen, dann darf es nicht heißen *Fort mit den Kolonien!* sondern *Her mit den Kolonien, mehr Kolonien!*²⁾

Man braucht sich diesen Gedankengang keineswegs zu eigen zu machen, aber eine gewisse Folgerichtigkeit wird man ihm, vom Standpunkt des bedingungslos uneingeschränkten *Endziels* aus, nicht aberkennen können. Ist der Sozialismus als Abschaffung der zersplitterten produktiven Privatwirtschaft, als einheitlich geordnete Produktion durch und für die Gesellschaft glücklich verwirklicht, dann bleiben noch immer die heute vorkapitalistischen oder schwachkapitalistischen fernländischen Außenzonen, deren Produkte als Rohstoffe, Lebens- und Genußmittel auch fernerhin nicht zu entbehren sind, die wahrscheinlich sogar, bei der erweiterten Zukunftsproduktion und der gesteigerten Zukunftslebenshaltung für riesenhaft vermehrte Liefermassen herangezogen werden müssen. Soll man nach dieser Seite (immer vom Standpunkt des uneingeschränkten *Endziels* aus) auf der alten Stufe, halbgelähmt, auf den bloßen Austausch mit weiter privatwirtschaftlich ausgenutzten Ländergebieten angewiesen bleiben? Austausch! Privatwirtschaft! Welch ein Sündenfall, immer von der Höhe

²⁾ Siehe *Atlantius*, loc. cit., pag. 18, 20-21, 18-19.

des *Endzielparadieses* aus gesehen. Doch wenn nun einmal nicht die ganze Erde gleichzeitig zum Sozialismus übergehen kann: ist nicht wenigstens ein Kompromiß zwischen einheitlich gegebenem sozialistischen Gesellschaftsbedarf daheim und diesen vorsozialistischen Erdstrichen in der Ferne denkbar? Und unser Zukunftsstaatsschilderer antwortet darauf gläubig und zuversichtlich: Gewiß, durch einheitliche Organisation und Sicherung wenigstens des Lieferungs wesens, die aber wiederum einen von den europäischen Wirtschaftszentren nach außen hin wirkenden Produktions einfluß, eine Art kolonialisatorischen Eingreifens in die rückständigen Außenzonen bedingt.

Nachdem *Atlanticus* erst in dieser Weise Mut gefaßt hat, schreckt er selbst vor den letzten Folgerungen nicht mehr zurück, nämlich vor dem Arbeitszwang gegen die Eingeborenen, die zunächst auf den Vorstufen zum Sozialismus weiter zurückbleiben:

»Die Schwierigkeit liegt einzig in der Heranziehung der Arbeitskräfte. Aber selbst diese Schwierigkeit ist nicht unüberwindlich. Weiße können allerdings in der eigentlichen Tropenzone unter keinen Umständen für physische Arbeiten verwendet werden. Man müßte, um es mit dürren Worten zu sagen, einen gewissen Arbeitszwang für die Eingeborenen einführen. Dieser Arbeitszwang darf durchaus nicht als Sklaverei aufgefaßt werden, er braucht ja durchaus nicht länger zu währen bei entsprechenden Leistungen als die Arbeitspflicht des Weißen in Europa (im Zukunftsstaat (Der Verfasser)). Bei einer 10-jährigen Arbeitspflicht für die Männer könnte zum Beispiel die 3 Millionen Menschen zählende Negerbevölkerung von Deutsch Ostafrika recht gut 200 000 Arbeiter stellen, die für die Bewirtschaftung von 300 000 Hektar Kaffeeland vollauf genügen würden. Ein so großes Areal von ausgezeichnetem Bodenqualität würde aber allein Usambara bieten. Rechnet man nun, was bei fruchtbarem Boden durchaus nicht zu hoch ist, 1500 Kilo Kaffeeertrag pro Hektar, so wären das 450 Millionen Kilo, etwa das Vierfache des heutigen deutschen Kaffeekonsums. Dabei würde es denn nichts verschlagen, wenn man als Entgelt der ganzen Negerbevölkerung Nahrungsmittel und Baumwollkleider zukommen ließe im heutigen Wert von 100 bis 150 Millionen Mark; man wäre doch viel billiger zu diesem hochwichtigen Genußmittel gekommen als es heute möglich ist, wo den Löwenanteil stets Pflanzer und Kaufleute respektive fremde Staaten in Form von Ausfuhrzöllen einstecken.

Wenn man sich aus sentimentaler Gefühlsduselei auch zu einem solchen zeitweiligen Arbeitszwang für die Schwarzen nicht entschließen will, dann ist freilich nichts zu machen; freiwillig wird der Neger unter den heutigen Verhältnissen bei seiner Bedürfnislosigkeit selten arbeiten. Wenn zuweilen, namentlich in der sozialdemokratischen Presse, die Hartherzigkeit der Holländer verdammt wird, die auf Java die Eingeborenen zur Arbeit gezwungen haben, so weiß man dabei nicht, wie gering die zu leistende Arbeit ist, und wie unsäglich faul und nachlässig sie von den Eingeborenen betrieben wird. In den Kaffeedistrikten muß da eine Familie 650 Kaffeebäume versorgen, die im Mittel kaum eine Ernte von 250 Kilo liefern, in Sao Paulo (Brasilien) bearbeitet eine Familie gewöhnlich eine Pflanzung von 3000 bis 4000 Bäumen, die daselbst auf unverhältnismäßig schlechterem Boden selten unter 3000 bis 4000 Kilo Ertrag liefern. Die Anordnungen respektive die ganze Leitung und Verwaltung der Pflanzungen müßte freilich von weißen Beamten mit höherer landwirtschaftlicher Ausbildung getroffen werden: auf 100 Negerarbeiter wird schon ein Beamter bequem ausreichen. Rentitenten Negern gegenüber braucht man auch nicht gerade zu Galgen und Rad zu greifen. Gelingt es indessen erst den Neger an Genüsse zu gewöhnen, ihm die Vorteile der Dienstzeit klarzulegen (ausreichende Versorgung für die spätere Lebenszeit), so wird er nachher ganz gerne freiwillig sich zum Eintritt melden. Arbeiten doch jetzt Neger in Ostafrika vielfach um einen Tagelohn von 50 bis 75 Pfennig, wie viel eher werden sie sich bei dem 4- bis 5fachen Entgelt mit der Arbeit befreunden.«

Selbst dieser gewagten Beweisführung läßt sich nicht alle Logik abstreiten. Wenn der ganze, bis ins einzelne ausgemalte freie Zukunftsstaat geradezu auf

der gesellschaftlich auferlegten Arbeitspflicht aller erwachsenen Angehörigen beruht (was fest geregelte Ausnahmen nicht ausschließt), und wenn der einzelne ohne Erfüllung dieser Arbeitspflicht sehen mag, wo er bleibt, nachdem ihm die Produktionsmittel und damit die Möglichkeit der Eigenproduktion entzogen sind: warum dann gleich über *Sklaverei* sich erzürnen und entrüsten, wenn über See die notwendige Liefersicherung weiter in einer gewissen Produktionssicherung und damit abermals in einer Art Arbeitspflicht, Arbeitszwang fest verankert wird? Die Hauptsache ist doch, wie im vollen Zukunftsstaat daheim, die Gegenleistung dafür, und hier wirft *Atlanticus* für Neger und sonstige Eingeborene Einkommensbeträge aus, die alle bisherigen Lebenshaltungsgewöhnungen solcher Schichten tief in den Schatten stellen.

Dennoch: Armer Gerhard Hildebrand, was bist du für ein schüchterner Waisenknaube gegen diesen zukunftsstaats- und *endzielbewußten* Himmelsstürmer. Und niemand legte damals Verwahrung dagegen ein, daß eine solche Schrift in dem namhaftesten, auf parteigenössische Kreise einflußreichsten Parteiverlag erschien? Und Genosse K. Kautsky war es sogar, der »dem Verleger e m p f a h l die Abhandlung als Broschüre herauszugeben«, da ihr »Umfang« bei der damaligen Erscheinungsweise der *Neuen Zeit*, der sie zuerst zur Veröffentlichung eingesandt war, sich »als viel zu groß dazu erwies«? Und in der, wie gesagt, längern Vorrede K. Kautskys wird die Empfehlung für weiteste parteigenössische Kreise wiederholt:

»Bei allen Verschiedenheiten und Gegensätzen ist der Verfasser doch Sozialist, . . . Die Schrift füllt eine Lücke in der bisherigen sozialistischen Literatur aus oder bahnt zum mindesten ihre Ausfüllung an. . . . Darum wünschen wir dem Büchlein einen guten Erfolg.«

NUN hat K. Kautsky in seiner erwähnten Erklärung allerdings darin recht, daß er sich keineswegs *voll und ganz* mit *Atlanticus* identifiziert habe. Aber wenn er dann weiter den Vorgang bei der früheren Veröffentlichung so darzustellen versucht, als ob der Verfasser, *endzielbewußter Sozialist*, obwohl ein Schüler mehr von Rodbertus und Menger als von Marx, vorerst schnöde bei allen bürgerlichen Verlegern abgewiesen worden sei und darauf ausgerechnet unter der *Toleranz* K. Kautskys ein letztes rettendes Asyl habe suchen müssen, und wenn K. Kautsky diesen ganzen Vorgang gar noch zu einem *Beweis* für die weitherzige Nachsicht der als unduldsam verschrienen Marxisten herauszuputzen versucht, so muß hier doch ein recht schlimmer Gedächtnisfehler untergelaufen sein. Die damalige Vorrede selber widerspricht schnurstracks einer solchen Ausflucht auf Kosten des namenlosen Verfassers. Die Schrift ist danach überhaupt keinem bürgerlichen Verlag vorher angeboten worden sondern war von vornherein für die *Neue Zeit* bestimmt. Für diese war sie lediglich zu umfangreich, und deshalb die Empfehlung einer Sonderausgabe im Parteiverlag. Wenn daneben in der Vorrede davon gesprochen wird, die Schrift habe »keine Aussicht in einem bürgerlichen Verlag angenommen zu werden«, so wird das nur als vage (meines Erachtens ganz unbegründete) Vermutung, nicht wie jetzt als tatsächlich gemachte Erfahrung hingestellt und soll dem ganzen Zusammenhang nach höchstens die damalige Empfehlung des Werkchens noch verstärken. Das ist, wie man sieht, ganz etwas anderes.

Für diese Auffassung sprechen außer den oben zitierten noch weitere Bemerkungen der Vorrede K. Kautskys. Spekulationen über die sozialistische

Zukunft, heißt es da, könnten, wenn »mit Sachverständnis und Geschick unternommen, nicht unbedeutenden propagandistischen Wert« erlangen; die Schrift sei »sehr verdienstlich«, »sehr beachtenswert«. Daran knüpft sich sogar eine ganz seltsame Lobpreisung der *Intellektuellen* vom Schlage des *Atlanticus*, so daß dadurch die Empfehlung der Schrift nochmals gesteigert wird. Diese Stellen sind zugleich so kennzeichnend für die Art des Verfassers, der nachgerade schon alles bewiesen und alles bestritten hat, daß die Wiedergabe einiger Glanzstücke sich lohnt:

»Die Kraft der Sozialdemokratie entspringt nicht bloß aus ihrer Vertretung proletarischer Augenblicks[?]interessen sondern ebenso sehr ihren weitgesteckten Zielen, ihren Idealen. . . . Nichts irriger als die Ansicht, nur durch ihre Teilnahme an den Klassenkämpfen des Tages [?] sei die Sozialdemokratie groß und stark geworden, ihre Ideale seien eine sehr schöne Dekoration, aber ohne jede praktische Bedeutung. Vielmehr beruht gerade der beste Teil ihrer Kraft darin, daß sie heute die einzige Partei ist, die Ideale hat, große Ziele, die über die gegenwärtige Gesellschaftsordnung hinausweisen. . . . Man nehme dem kämpfenden Proletariat seine sozialistischen Ziele, und man nimmt ihm seinen Enthusiasmus und seine Geschlossenheit.

Man nimmt der sozialistischen Bewegung damit aber auch den besten Teil ihrer Anziehungskraft . . . in den höchsten Schichten der Gesellschaft. . . . Eine Arbeiterpartei, die ihre sozialistischen Ideale aufgibt und sich bloß auf Lohnkampf und Arbeiterschutz und ähnliche Aufgaben des Tages [?] beschränkt, muß gerade für die besten Teile der bürgerlichen *Intelligenz*, die am ehesten zum Proletariat sich gesellen, sehr an werbender Kraft verlieren. Was das Proletariat von der bürgerlichen *Intelligenz* braucht, was es aus sich selbst nur schwer hervorbringen kann, das sind geschulte Denker, die es intellektuell heben und seinen Bewegungen Zielbewußtsein [!] und Einheitlichkeit geben. Für derartige geistig hochstehende und selbstlose Köpfe der *Bourgeoisie* wird aber eine proletarische Bewegung um so eher Interesse haben, je idealistischer sie ist, das heißt, je weiter die Ziele sind, die sie sich steckt. . . . Aufhebung der bestehenden Produktionsweise, das war es, was die besten und tiefsten der bürgerlichen Denker anzog; die großen [?] Kämpfe um kleine, prekäre Errungenschaften stießen sie ab.«

Mit solchen, in der Tat erstaunlichen Begleitworten wurde damals unser *Zukunftsstaats-* und *Endziel-Atlanticus* eingeführt; und da sollen wir heute glauben, man habe seine Schrift, sein warmherziges und sachkundiges Plaidoyer für die »Aufhebung der bestehenden Produktionsweise«, für die »weitestgesteckten« sozialistischen »Ziele« und »Ideale« nur aus Gnade und Barmherzigkeit so mit durchschlüpfen lassen, weil für die Toleranz der *Marxisten* einmal ein Exempel statuiert werden sollte?

Blieben noch die Vorbehalte und Einwände K. Kautskys betreffs der *Kolonialanschauungen* von *Atlanticus*. Hier und heute genügt es zu erwähnen, daß K. Kautsky ausdrücklich seine Nichtübereinstimmung feststellt und flüchtig begründet. Doch tut er dies in überaus versöhnlicher und zurückhaltender Weise. Beispielsweise wird zum »Arbeitszwang« bemerkt:

»Nur eine dringende ökonomische Notwendigkeit könnte ein Volk so sehr in Widerspruch zu den Grundlagen seines eigenen Gesellschaftslebens setzen wie es die Einführung der Zwangsarbeit für Fremde durch ein sozialistisches Gemeinwesen wäre. Eine solche dringende Notwendigkeit liegt aber unseres Wissens nicht vor. . . . Das von *Atlanticus* vorgeschlagene Kultursystem, das dem holländischen auf Java nachgebildet ist, kann sicher viel humaner gehandhabt werden als etwa das System der kapitalistischen Lohnarbeit heute gehandhabt wird.«³⁾

Und so liegt denn mindestens die Gegenfrage nahe: Wenn damals einem *Atlanticus* mit seiner radikalen Kolonialschwärmerei, bis zur Befürwortung des kolo-

³⁾ Siehe Kautsky, Vorrede zu *Atlanticus*, loc. cit., pag. V, XXIV, X, XIX, XXIV, XI-XII, XXII, XXI.

nialen Arbeitszwangs, ruhig das Wort verstatet, nein beihelfend verschafft werden konnte, warum heute das Armesünderglöcklein für jeden läuten wollen, der über Kolonien und Kolonialpolitik nicht ganz so einsichtslos und kurzsichtig urteilt wie die altliberalen Leitartikel, aus denen unsere lautesten *prinzipiellen* Kolonialgegner, den Genossen K. Kautsky mit an der Spitze, ihre ganze Weisheit geschöpft zu haben scheinen? Wenn man sich dort der Toleranz rühmen und einen Parteiverlag für solche Anschauungen in Gang bringen konnte, warum hier und für viel bescheidenere Gedankengänge so unduldsam?

XX

ARTHUR SCHULZ · SOZIALDEMOKRATIE, LAND- ARBEITERGEWERKSCHAFT, LANDARBEITERAN- SIEDLUNG

I

NVERMINDERT anhaltende Landflucht der landwirtschaftlichen Arbeiter und die begründete Befürchtung, die 3- bis 400 000 fremdländischen Saisonarbeiter,¹⁾ deren alljährliche Zuwanderung die Fortführung der größeren Gutsbetriebe bisher ermöglicht hat, könnten (etwa in Kriegszeiten) plötzlich ausbleiben oder sich (etwa infolge zunehmender Auswanderung nach Amerika) in geringerer Zahl anwerben lassen, hat den preußischen Staat, die Gutsbesitzer und die öffentlichrechtlichen Verbände, an denen sie beteiligt sind, genötigt an die Selbftmachung der grundbesitzlosen deutschen Landarbeiter heranzutreten. Die Großgrundbesitzer selbst haben allerdings bisher nur vereinzelt Versuche mit der Arbeiteransiedlung unternommen.²⁾ Man befürchtet in diesen Kreisen sich unbequeme Nachbarn zu schaffen, die man nicht, wie unliebsame Instleute oder grundbesitzlose Freiarbeiter, durch Kündigung entfernen kann. Dazu kommt, daß die Ansiedlung landwirtschaftlicher Arbeiter ein schwieriges und kost-

¹⁾ Ausländische Arbeiter wurden nach einer Erhebung des Ministers des Innern in Preußen beschäftigt:

Jahr	insgesamt	davon in der Landwirtschaft
1905	454 000	207 000
1906	605 000	236 000
1907	733 000	258 000
1908	780 000	309 000

In den Bundesstaaten, die den Legitimationszwang für ausländische Arbeiter eingeführt haben, wurden nach den Ausweisen der deutschen Feldarbeiterzentrale legitimierte Ausländer beschäftigt

Jahr	insgesamt	davon in der Landwirtschaft
1909	565 071	335 824
1910	606 221	363 983

Nach der Berufszählung vom 12. Juni 1907 waren von den landwirtschaftlichen Arbeitern (ohne Familienangehörige) im Durchschnitt des preußischen Staats bereits 9,03% in der Provinz Sachsen sogar 17,48% Auslandsgeborene. Von der Klasse der grundbesitzlosen Tagelöhner machten die im Ausland geborenen landwirtschaftlichen Arbeiter in ganz Preußen schon 17% der Männer und 14% der Frauen aus, in der durch ihren Agrarkapitalismus hervorstechenden Provinz Sachsen sogar 35,3% der männlichen und 28% der weiblichen Arbeiter.

²⁾ Über alle bis 1905 unternommenen Ansiedlungsversuche orientiert gründlich das umfangreiche Werk Professor Gerlachs *Ansiedlungen von Landarbeitern in Norddeutschland* (Berlin 1909). Es enthält in seinem 1. Teil Berichte, die auf Grund persönlicher Besichtigung der Ansiedlungen und der Mitteilungen der Ansiedlungsunternehmer und der angesiedelten Landarbeiter an Ort und Stelle verfaßt wurden, und in seinem 2. Teil die daraus gefolgerten Ergebnisse. In den Anlagen sind 26 Ansiedlungsdokumente (Arbeits-, Kauf-, Miets-, Pacht-, Erbbauverträge usw.) wiedergegeben. Das Werk bietet ein überaus reichhaltiges Tatsachenmaterial zum Aufbau einer ländlichen Sozialpolitik

spieliges Geschäft ist, dem der einzelne Landwirt sich selten gewachsen fühlt. Umfangreicher ist die Tätigkeit staatlicher Organe. So haben bis Ende 1910 die Ansiedlungskommission 1548 Stellen bis zu 2 Hektar, davon 307 allein in 1909 und 563 in 1910, und die preußischen Generalkommissionen 3334 Rentengüter unter 2½ Hektar geschaffen, davon 1906 erst 139, 1907 250, 1908 schon 549, 1909 bereits 673 und 1910 sogar 824. Die Bildung von Arbeiterrentengütern fällt also zur Hauptsache in die letzten Jahre und ist in starker Zunahme begriffen. Die neuingesetzten Grundeigentümer dürften etwa zur Hälfte neben der Besorgung ihrer eigenen kleinen Produktionswirtschaft landwirtschaftliche Lohnarbeit verrichten. Die Tätigkeit der Ansiedlungskommission wird in Posen und Westpreußen durch 34 lokale deutsche Kleinsiedelungsgesellschaften wirksam ergänzt. Sie hatten trotz ihrer Jugend bis Ende 1910 gleichfalls 866 ländliche Kleinstellen im Gesamtumfang von 756 Hektar begründet und für einen Gesamtkaufpreis von 5 917 289 Mark an Kleinsiedler vergeben.³⁾ In den letzten Jahren begannen sich auch die preußischen Landkreise mit der Selbsthaftmachung landwirtschaftlicher Arbeiter zu befassen: beispielsweise waren Anfang 1911 schon 12 von den 35 Landkreisen der Provinz Ostpreußen auf diesem Gebiet tätig. Auch die großen provinziellen Landesgesellschaften widmen sich neben der Bauernansiedlung, ihrer Hauptaufgabe, auch der Ansetzung von Landarbeitern, und zwar mit wachsendem Erfolg. So hat zum Beispiel die *Ostpreußische Landesgesellschaft* im Rahmen dieser sogenannten *gemischten Besiedelung* in ihrem Geschäftsjahr 1910-1911 47 Landarbeiterstellen in ihren neuen Bauerndörfern ausgewiesen, mehr als je zuvor⁴⁾, und auch die in der Provinz Brandenburg wirkende Landesgesellschaft *Eigene Scholle* berichtet von einer sehr regen Nachfrage nach Landarbeiterstellen.⁵⁾ Dazu gesellen sich staatliche Behörden. Die preußische Forstverwaltung hat bis 1909 810 Häuser, meist mit dazugehörigem Land, an Forstarbeiter verkauft oder langfristig verpachtet, und es ist zu erwarten, daß auch die preußische Domänenverwaltung demnächst in die Reihe der Begründer ländlicher Arbeiterstellen eintritt. Die größten Erfolge in der Landarbeiteransiedlung hat jedoch das mecklenburgische Finanzministerium erzielt; denn im Domanium des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin sind bis Ende 1911 11 883 Häuslereien gebildet worden.

Der unverkennbare Fortschritt in der Landarbeiteransiedlung hat unsere Partei mehrfach genötigt zu ihr Stellung zu nehmen. Es sind dabei mehrere einander widersprechende Auffassungen geltend gemacht worden. Ein gutes Spiegelbild dieser Meinungsdivergenzen gab vor einiger Zeit eine interessante und gründliche Diskussion über die Selbsthaftmachung der Landarbeiter in einer außerordentlichen Generalversammlung des sozialdemokratischen Vereins zu Königsberg.⁶⁾ In dem lebhaften Meinungskampf traten 3 Richtungen hervor. Die eine befürwortete die Schaffung von Landarbeiter- und Kleinbauernstellen, weil der Kleinbetrieb produktiver sei und bei Kleinbesitz schon auf 16 Morgen Land eine Familie ernährt werde, während ein Gutsbesitzer auf 100 Morgen Land noch nicht eine Familie sitzen habe. Eine zweite, unter dem Einfluß der

³⁾ Siehe Riechert *Die Tätigkeit der Kleinsiedelungsgenossenschaften in den Provinzen Posen und Westpreußen im Jahr 1910 im Archiv für innere Kolonisation*, 1911, pag. 390 ff.

⁴⁾ Siehe den Bericht der *Ostpreußischen Landesgesellschaft* für die Zeit vom 1. April 1910 bis zum 31. März 1911, pag. 8.

⁵⁾ Siehe den Bericht der Landesgesellschaft *Eigene Scholle* für das 1. Geschäftsjahr vom 28. Juni 1910 bis zum 30. Juni 1911, pag. 18.

⁶⁾ Siehe den ausführlichen Bericht hierüber in der *Königsberger Volkszeitung* vom 18. November 1909.

K. Kautskyschen Theorien stehende Richtung setzte die Aufteilung eines Ritterguts noch immer einer Zertrümmerung von Maschinen gleich und verlangte, daß die Landarbeiter von Partei wegen vor der Selbsthaftmachung gewarnt würden. Eine vermittelnde Stellung nahmen zwei besonders sachkundige Männer ein: unser bester Landarbeiteragitor, Genosse Hermann Linde, und der Organisator der ostpreußischen Parteibewegung, Genosse Otto Braun, jetzt Mitglied des Parteivorstands in Berlin. Braun meinte, es sei klar, daß die Großgrundbesitzer die Selbsthaftmachung der Arbeiter zu ihrem Nutzen erstrebten. Aber sie biete auch den Landarbeitern Vorteile. Ein auf Barlohn gestellter Freiarbeiter habe im Winter große Schwierigkeit eine Wohnung zu finden. Abhängig werde auch er, nämlich von dem Besitzer, der ihm eine Wohnung gewähre. Ein selbst gemachter Eigenkätner komme nie in solche Wohnungsnot. Er könne auch, weil er doch immer sein bißchen Land habe und nie, wenn er vom Rittergutsbesitzer entlassen werde, direkt dem Hungertuchnagen preisgegeben sei, dem Gutsbesitzer viel energischer entgegenreten. Er habe ein gewisses wirtschaftliches Rückgrat und könne schließlich auch in die Stadt fahren, um sich dort Geld zu verdienen. Man solle den Arbeitern dringend raten keinerlei bestimmte Verpflichtung einzugehen, die sie in ihrer Arbeitsfreiheit behindern könnte. Sie aber direkt vor der Ansiedlung zu warnen halte er nicht für zweckmäßig, da man in diesen Ansiedlern gute Stützpunkte für die Partei schaffen könne. Ähnliche Meinungsverschiedenheiten wie in der Partei scheinen auch in den gewerkschaftlichen Kreisen zu bestehen. Unsere gewerkschaftliche Landarbeiterzeitung nimmt eine abwartende neutrale Stellung ein; aber ihr Redakteur, Genosse Fritz Faab, suchte kürzlich nachzuweisen, daß »auch bei der niedersten Schicht *selbständiger* Landwirte, die durch Nebenarbeit einen Teil ihres Einkommens erringen müssen, beim Gedanken an das *eigene Besitztum* das proletarische Interesse oft zu Boden sinke«, und er warnte daher vor ihrem »Besitzfanatismus« und ihrem »nackten Interessenstandpunkt des Produzenten«.7) Damit bekennt Genosse Faab deutlich genug, daß er die Zahl der Kleineigentümer nicht durch Landarbeiteransiedlung vermehrt wissen will. Auch im Reichstag und im preußischen Abgeordnetenhaus sind von Rednern unserer Partei einander widersprechende Ansichten vertreten worden. Es scheint mir daher zweckmäßig zu sein kurz zu erörtern, welche Stellung Partei und Landarbeitergewerkschaft zum Problem der Ansiedlung landwirtschaftlicher Arbeiter einnehmen sollten. Es wird dabei zu erwägen sein, ob und unter welchen Umständen die Ansiedlung den Arbeitern selbst nützt, ob und unter welchen Voraussetzungen sie der Allgemeinheit Vorteile bringt, und endlich, ob nicht Partei und Landarbeitergewerkschaft selbst ein Interesse daran haben die Beteiligung der Landarbeiter am Bodenbesitz zu fordern und zu fördern.

II



ENOSSE Otto Braun sieht mit Recht einen Hauptvorteil der Ansiedlung für die Landarbeiter selbst darin, daß sie ihnen gute, feste, unkündbare Wohnstätten verschafft. Aber die Erlangung einer gesicherten Heimstätte ist nicht nur für die auf Barlohn gesetzten Freiarbeiter ein erstrebenswertes Ziel sondern auch für die kontraktlich gebundenen und zum großen Teil mit Naturalien entlohnten Gutstagelöhner.

Siehe Faab *Die Agitation unter den Landarbeitern in der Neuen Zeit*, 1910 bis 1911, 2. Band pag. 673 ff.

Auch zahlreiche nordostdeutsche Instleute und Deputanten sind es satt einmal oder gar mehrmals in jedem Jahr mit all ihrem Hab und Gut von einem unfreundlichen Vierfamilieninsthaus zum andern zu ziehen. Ein ganzes Haus für sich allein zu bewohnen und auf eigener Scholle in nächster Nähe der Wohnung (nicht, wie sie als Hoftagelöhner gezwungen sind, auf entfernten Gutsschlägen) ihre Kartoffeln und sonstigen Feldfrüchte zu bauen ist wohl ihrer aller Wunsch. Noch mehr trifft das für die Lohngärtner in Schlesien und der Lausitz zu. Wenn diese »die nicht nach Villen aussehenden Familienhäuser, wo bis zu 15 Familien zusammen wohnen, und das Gezänk der Frauen in der Nacht noch schlimmer ist als am Tage,«⁸⁾ mit einem freundlichen Ansiedlerheim vertauschen könnten, so wäre das ein ganz bedeutender kultureller Fortschritt, der ihnen das Ausharren auf dem Lande sehr erleichtern würde.

Einen noch bedeutendern Vorteil bringt die Ansiedlung den Landarbeitern dadurch, daß sie es ihnen ermöglicht ihre eigene Produktionswirtschaft größer und intensiver zu gestalten. Am meisten werden in dieser Beziehung diejenigen Landarbeiter ihre wirtschaftliche Lage durch Ansiedlung verbessern können, die zurzeit als Freiarbeiter und Einlieger in den Dörfern bei Kossäten, Büdnern, Eigenkättern oder Häuslern zur Miete wohnen und aus Mangel an Stallung und hinreichendem Acker- und Wiesenland Kühe und Schweine nicht halten können. Der Mitarbeiter Professor Gerlachs, Dr. Franz Mendelson, fand, daß der Ansiedler in der neuvorpommerschen Kolonie Zemitz mit seinen Kartoffeln, seinem Getreide und seiner Magermilch mindestens 5 Schweine im Verkaufswert von 500 Mark mehr mästen kann als die Einlieger, und daß er aus seiner Kuhhaltung nicht nur seinen Selbstverbrauch an Milch und Butter deckt sondern auch einen Barüberschuß von annähernd 200 Mark erzielt, während der zur Miete wohnende Einlieger aus seiner Ziegenhaltung nur die für den Haushalt erforderliche Milch gewinnt.⁹⁾ Aber auch die schlesischen und südbrandenburgischen Lohngärtner, deren Viehhaltung und sonstige Eigenproduktion wegen des Mangels an Stallungen geringfügig ist, könnten ihre Lebenshaltung wesentlich heben, wenn es ihnen ermöglicht würde sich günstig anzusiedeln. Berichtet doch Dr. Rudolf Görnandt:

»Der Viehstand der [lohnarbeitenden] Eigentümer ist durchschnittlich größer als der der Gutstagelöhner. Vor allem ist ein hoher Vorzug festzustellen: es sind stets reichliche und gute Stallungen vorhanden. Selbst in Schlesien, wo es der Hofgärtner nur ausnahmsweise zu einer Kuh bringt, besitzen die kleinsten Häusler eine solche, und nur in wenigen Fällen wird die Kuh durch Ziegen ersetzt. Mit der Größe der Wirtschaft nimmt der Rindviehstand schnell zu, um dann bei den Büdnern und Gärtnern mit 4 bis 6 Stück den größten Umfang einzunehmen. In dem selben Maß wächst die Zahl der Schweine.«¹⁰⁾

Selbst nordostdeutsche Instleute und Deputatgärtner, denen ihre Naturalbezüge eine beträchtliche Eigenwirtschaft gestatten, können, wie die Erfahrung gezeigt hat, ihre wirtschaftliche und soziale Lage günstiger gestalten, wenn sie mindestens $1\frac{1}{2}$ Hektar Land zu Eigentum erhalten.¹¹⁾

⁸⁾ So bezeichnete ein Sachkenner, der Direktor des Fürsorgevereins für deutsche Rückwanderer Borchardt, die Gesindehäuser auf den schlesischen Gütern, um es erklärlich zu machen, daß die deutsch-russischen Rückwanderer zwar Instmannsatellen in Nordostdeutschland, nicht aber Lohngärtnerstellen in Schlesien annehmen. Siehe den Bericht über die Winterversammlung 1910 der Betriebsabteilung der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft in deren Jahrbuch, pag. 218.

⁹⁾ Siehe Gerlach, loc. cit., pag. 134 ff.

¹⁰⁾ Siehe Görnandt Die Lage der grundbesitzenden Tagelöhner in Nordwest- und Ostdeutschland mit besonderer Berücksichtigung der Provinzen Schlesien und Posen (Berlin 1911), pag. 82.

¹¹⁾ Siehe Gerlach, loc. cit., pag. 140 ff., 511 ff., 519 ff., über die Arbeiterrentengüter in Zemitz, Redel und Leckow.

Eine Grundbedingung befriedigenden Fortkommens der Arbeiteransiedler ist allerdings, daß sie nicht in eine rechtliche oder tatsächliche Abhängigkeit von einem bestimmten Arbeitgeber geraten. In dieser Beziehung war an den ersten, von Großgrundbesitzern geschaffenen Arbeiteransiedlungen (Dallmin, Kolzig und anderen¹²⁾ manches auszusetzen. Das ist aber seit dem Erlaß des preußischen Landwirtschaftsministers vom 10. August 1909 besser geworden. Die hierin aufgestellten Grundsätze für die Gewährung von Staatsbeihilfen bei der Ansiedlung von Landarbeitern im Weg der Rentengutsbildung treffen, wie anerkannt werden muß, nach Möglichkeit dagegen Vorsorge, daß sich unzeitgemäße Gebundenheitsverhältnisse ausbilden. Einige Hauptsätze dieses wichtigen Erlasses seien hier wiedergegeben:

»Der anzusiedelnde Landarbeiter darf nicht in ein derartiges Abhängigkeitsverhältnis zu einzelnen Arbeitgebern gebracht werden, daß er sich persönlich oder wirtschaftlich unfrei fühlt, vielmehr darf die freie Verwertung der Arbeitskraft des Ansiedlers auf dem Arbeitsmarkt nicht beschränkt werden. Als Ansiedlungsunternehmen sind nur Kreiskommunalverbände oder solche gemeinnützige Ansiedlungsgesellschaften (-genossenschaften) zuzulassen, welche die Ansiedlung von Landarbeitern als dauernde Aufgabe betreiben und deren Arbeitsgebiet etwa dem Umfang eines landrätlichen Kreises entspricht (Kreisgesellschaften). Alle auf Begründung der Stelle bezüglichen Verträge sind nur zwischen dem Kreis (der Kreisgesellschaft) und dem Ansiedler abzuschließen. Für eine Resthypothek oder Restrente darf als Gläubiger nur der Kreis (die Kreisgesellschaft) oder ein gemeinnütziges Kreditinstitut (Landesversicherungsanstalt, Kreissparkasse, Spar- und Darlehnskasse und dergleichen) eingetragen werden. Es wird dadurch jedoch nicht ausgeschlossen, daß . . . Arbeitgeber die Arbeitskraft von Ansiedlern unabhängig von der Begründung der Arbeiterstelle durch einen Nebenvertrag (Gewährung wirtschaftlicher Vorteile, zum Beispiel freier Weide, Wiesennutzung, Übernahme von Zinszahlungen und dergleichen) sich zu sichern suchen . . . Die Belastung des Ansiedlers durch den Erwerb der Arbeiterstelle soll (ausschließlich der Amortisation) im wesentlichen durch den landwirtschaftlichen Ertrag der Stelle einschließlich des anzurechnenden Mietwerts der Wohnung gedeckt werden. Der Ansiedler hat eine angemessene Anzahlung zu leisten. Als Arbeiterstellen im Sinne dieser Grundsätze gelten in der Regel Stellen von höchstens 1,5 Hektar. Voraussetzung jeder Arbeiteransiedlung ist das Vorhandensein dauernder Arbeitsgelegenheit, und zwar nicht bloß bei einem einzigen Arbeitgeber. In der Regel ist der Landarbeiter in Gemeinden anzusiedeln, weil hier die Bedingungen für seine kommunale, genossenschaftliche und gesellschaftliche Betätigung günstiger sind. Ansiedlung im Gutsbezirk wird in der Regel nur dann zuzulassen sein, wenn die Lage der Stellen zu einer benachbarten Ortschaft bequeme Beziehungen gestattet. Auch in diesem Fall ist tunlichst der kommunale Anschluß an die Gemeinden, und zwar vor Errichtung der Stellen, zu sichern. Auf die Nähe der Schule ist besonderes Gewicht zu legen. Finanzielle Gewinnabsicht bei der Durchführung der Arbeiteransiedlung schließt die Staatsunterstützung aus . . . Der Kreis (die Kreisgesellschaft) soll nach Maßgabe der vorhandenen Mittel aus den Fonds der landwirtschaftlichen Verwaltung Kapitel 101 Titel 15 a für jede von ihm ordnungsmäßig ausgeführte Ansiedlung eines Landarbeiters eine Beihilfe erhalten. Sie beträgt regelmäßig 800 Mark für jede Stelle und 10 Mark für jedes angefangene Hektar der zu besiedelnden Flächen . . . Nach Durchführung der Besiedelung befindet auf Antrag der Generalkommission der Minister für Landwirtschaft, Domänen und Forsten über die Bewilligung der Beihilfe.«¹³⁾

In der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 14. Februar dieses Jahres versicherte der Landwirtschaftsminister, diese Grundsätze schützten den Arbeiter so wirksam vor Knechtschaft und Hörigkeit, daß sie gerade so gut auf dem Bureau der fortschrittlichen Volkspartei oder der Sozialdemokratie ausgearbeitet sein könnten. Es ist in der Tat zuzugeben, daß sie sozialpolitisch

¹²⁾ Siehe Gerlach, loc. cit., pag. 16 ff., pag. 79 ff., und von Klitzing-Kolzig in den Verhandlungen der Konferenz zur Beratung über die Organisation der inneren Kolonisation (Berlin 1909), pag. 237.

¹³⁾ Ein vollständiger Abdruck des Erlasses findet sich in Landarbeit und Kleinbesitz (Berlin 1910), pag. 255 ff.

einwandfrei sind, mit Ausnahme allerdings der Bestimmung, wonach die staatliche Gründungsprämie in der Regel nur für solche Arbeiterstellen gewährt werden soll, die höchstens $1\frac{1}{2}$ Hektar groß sind. Der selbthafte Landarbeiter muß so viel Land haben, daß er darauf den für seine Familie, für 1 bis 2 Kühe und mindestens 5 Schweine genügenden Bedarf an Kartoffeln, Rauhfutter, Roggen, Gerste und Gemüse bauen kann. Dazu sind aber auf dem wenig fruchtbaren Boden des deutschen Ostens in der Regel $1\frac{1}{2}$ bis 3 Hektar erforderlich.

Es ist allgemein anerkannt, daß in ganz Deutschland die grundbesitzenden Arbeiter die wirtschaftlich und sozial am besten gestellte Landarbeiterkategorie sind. Auch Genosse Dr. Grumach muß, obwohl er die Landarbeiteransiedlung unbegründeterweise prinzipiell bekämpft und den angesiedelten Arbeitern ganz allgemein eine »abhängige Jammerexistenz« andichtet, in merkwürdigem Widerspruch zu diesen Behauptungen zugeben, daß sich in seiner Heimat Westpreußen die grundbesitzenden Freiarbeiter, die kleinen Eigenkätner am besten stünden, während die besitzlosen die schlechtest gestellten sind.¹⁴⁾ In Wirklichkeit sind gerade die durch ihr Grundeigentum angeblich »an die Scholle gefesselten« Landarbeiter von ihrem Arbeitgeber am wenigsten abhängig. Das wird durch eine Korrespondenz unserer gewerkschaftlichen Landarbeiterzeitung aus Schlesien bestätigt, worin es heißt:

»Diese Leute [die grundbesitzenden Lohnarbeiter mit einem Durchschnittsacker bis zu 10 Morgen] stehen sich verhältnismäßig besser als jene, die mit oder ohne Gutswohnung durch Dienstvertrag gebunden sind. Haben erstere wenigstens noch ihre, wenn auch meist verschuldete, kümmerliche Scholle, so sind letztere mit Frau und Kindern vollständig in der Hand des allmächtigen Inspektors. Wehe ihnen bei der geringsten Abweichung vom Willen desselben oder gar bei momentaner Aufsässigkeit. Zwar ist es dem verheirateten Landarbeiter nicht schwer anderweitig Arbeit zu erhalten, aber wer garantiert dafür, daß es dort besser ist?«¹⁵⁾

Das demgegenüber von unseren Agrararistokraten immer von neuem vorgebrachte Argument, durch die Landarbeiteransiedlung würde wieder eine Klasse von *glabae adscripti*, von Hörigen, geschaffen, war zwar vor 30, ja noch vor 20 Jahren ziemlich ernst zu nehmen, kann aber unter den Verhältnissen der Gegenwart nicht mehr als stichhaltig gelten. In unseren Zeiten des erleichterten Verkehrs, der raschen Demokratisierung und Sozialisierung ist die Gefahr, daß die Landarbeiter durch Grundeigentumsverleihung an die Scholle gefesselt werden könnten, ziemlich gering. Im Gegenteil, der Hauptgrund der Gegnerschaft so vieler Grundbesitzer gegen die Arbeiteransiedlung ist ihre viel plausibler klingende Befürchtung, die Leute würden doch nicht zur Arbeit auf den Gutshof kommen sondern sich in der Industrie oder in benachbarten Städten eine ihnen mehr zusagende Arbeitsgelegenheit suchen.

Nach alledem kann die Frage, ob die Ansiedlung den ländlichen Arbeitern selbst Nutzen bringt; dahin beantwortet werden: Wenn die Arbeiter von vornherein eine genügend große und nicht zu teure Landfläche erhalten oder später Landparzellen zu mäßigen Preisen hinzukaufen können, und wenn Partei und Landarbeitergewerkschaft darüber wachen, daß die Grundsätze des Ministerialerlasses vom 10. August 1909 in der Praxis auch befolgt werden, kann die Arbeiteransiedlung in der Tat, wie ein neuerer Schilderer der schlesischen Landarbeiterverhältnisse hofft, »das Glück und die gesicherte Entwicklung einer ganzen Arbeiterklasse« anbahnen helfen.¹⁶⁾

¹⁴⁾ Siehe Grumach *Landflucht und Leutenot in der Neuen Zeit*, 1910-1911, 2. Band, pag. 779 und 864.

¹⁵⁾ Siehe den *Landarbeiter*, 1909, pag. 36.

¹⁶⁾ Siehe Rawitscher *Die Landarbeiterfrage in Deutsch-Schlesien* (Berlin 1911), pag. 93.

III



IT Aufwendung öffentlicher Mittel die Landarbeiteransiedlung zu fördern ist indes nur dann gerechtfertigt, wenn sie nicht nur den zunächst Beteiligten, den größeren Landwirten und den Arbeitern, sondern auch der Allgemeinheit entsprechenden Nutzen bringt. Ist das der Fall?

Die ungefähr 70jährige Geschichte der Auswanderung aus Ostdeutschland nach Amerika und der sie ablösenden Abwanderung in die Großstädte und Industriebezirke hat gelehrt, daß die grundbesitzlose Landarbeiterbevölkerung in ihren Wohngebieten (von *Heimat* kann man wohl kaum reden) dauernd nicht zu halten ist. Hat sich doch in den preußischen Kreisen, in denen die Großbetriebe mehr als 50 % der landwirtschaftlich genutzten Fläche umfassen, die Volkszahl der Landgemeinden und Gutsbezirke von 1871 bis 1905 durch Abwanderung der Hoftagelöhner beträchtlich vermindert, beispielsweise in Gerdauen um 117 %, in Friedland um 10,4 %, in Darkehmen um 13,6 %, in Preußisch Eylau um 9,9 %, in Regenwalde um 8,9 %, in Franzburg um 10,7 %, in Demmin um 9,6 %, in Öls um 8,9 %, in Gührau um 14,1 %, in Steinau um 9 %, in Nimptsch um 10,2 %, in Lüben um 17,6 %.¹⁷⁾ Was ist da zu tun, damit das platte Land, wo die Frauen noch freudig Kinder gebären und Wiegen schaukeln, weil Bube und Mädels schon früh im landwirtschaftlichen Betrieb der Eltern sich nützlich machen und so die ganze Familie vorwärts bringen können, nicht ganz und gar von Menschen entblößt wird? Erhöhung der Löhne allein nützt nicht viel, wie das Beispiel Englands zeigt, wo die Landarbeiter abwanderten, gleichgültig, ob die Löhne niedrig oder hoch waren, ja anscheinend aus Distrikten mit höherem Lohnniveau am stärksten.¹⁸⁾ Wirksam kann die Landflucht erfahrungsgemäß nur durch bäuerliche Siedlung eingedämmt werden. Aber auch die Selbsthaftmachung der Landarbeiter kann den Strom der Abwanderung wenigstens hemmen, wenn sie dem ländlichen Arbeiter die begründete Aussicht eröffnet allmählich zu bäuerlicher Selbständigkeit aufzusteigen. Liegt es im Interesse der Volksgesamtheit die Landbevölkerung intakt zu erhalten, weil das Land günstigere Bedingungen für die Kindererziehung aufweist als unsere Großstädte mit ihrem unheimlichen Rückgang der Geburtenziffer, so verdient die Arbeiteransiedlung als Mittel zu diesem Zweck gebilligt und gefördert zu werden.

Aber die Landflucht bedroht eine Hauptquelle nicht nur der natürlichen Vermehrung sondern auch der Ernährung unseres Volkes. Denn eine der wichtigsten Ursachen des Steigens der Lebensmittelpreise ist doch wohl die betrübliche Tatsache, daß der Nahrungsmittel produzierenden Hände auf dem Lande immer weniger, der Nahrungsmittel zehrenden Mäuler in den Städten immer mehr geworden sind. Auch gegen diese Störung im Organismus unserer Volkswirtschaft ist das beste Heilmittel verstärkte bäuerliche Binnensiedlung. Daneben ist jedoch auch die Arbeitersehaftmachung durchaus nicht zu verachten. Denn mit jedem mit Erfolg angesiedelten Arbeiter bleibt eine Familie, die zu den Nurkonsumenten von Nahrungsmitteln überzugehen drohte, der organischen Urproduktion erhalten. Und zwar einer durchaus leistungsfähigen

¹⁷⁾ Siehe den Tabellenanhang zu Sering *Grundbesitzverteilung und Abwanderung vom Lande* (Berlin 1910), pag. 5 ff.

¹⁸⁾ Siehe Bonn *Der Rückgang der englischen Landbevölkerung in der Nation*, 1901, pag. 101. Nach Bonn wanderten die englischen Landarbeiter ab, weil es ihnen unmöglich war selbständig zu werden.

Produktionsform. Nichts falscher als die Ansicht des Genossen K. Kautsky, die Betriebe grundbesitzender Lohnarbeiter oder lohnarbeitender Grundbesitzer seien »niemals in stande auch nur einigermaßen eine höhere Produktivität zu entfalten«. ¹⁹⁾ Genosse K. Kautsky möge einmal die Schilderung lesen, die Professor Gerlach von der Eigenwirtschaft der 4 in Leckow angesiedelten Gutsarbeiterfamilien entwirft:

»Jeder Kolonist hatte eine Kuh ohne Nachwuchs. Die Milchergiebigkeit betrug wohl durchschnittlich 6 Liter den Tag . . . Außerdem hielten sie 1 bis 2 Ziegen. Stark entwickelt war die Schweinehaltung. 2 Arbeiter hielten Zuchtsauen. Der eine machte 2 Satz Ferkel zu je 4 Stück fett, schlachtete davon 2 und verkaufte 6 im Gewicht von je ungefähr 200 Pfund. Bei dem 3. waren 4 kleine Ferkel im Stall. Der 4. hatte 6 Ferkel von 3 Monaten und 4 von 6 Monaten. Er verkaufte die Ferkel das Paar für 18 Mark. In diesem Jahr hatte er bereits 4 Schweine von 1½ Zentner für ungefähr 60 Mark das Stück verkauft. Für diese umfangreiche Schweinehaltung kauften alle Kolonisten Roggenfuttermehl zu. Sämtliche 4 hielten sich Hühner, jedes Volk zu etwa 10 Stück. 2 hatten je 10 Gänse; der 3. hatte seine Gänse nach auswärts auf die Hälfte gegeben.« ²⁰⁾

Oder Genosse K. Kautsky möge sich von der Kleinsiedelungsgesellschaft in Ostrowo berichten lassen, wie erheblich selbst auf dem mageren Sandboden des posenschen Kreises Adelnau die Produktion gestiegen ist, als in der Kolonie Raschkow die neuen Arbeiterwirte (7 Handwerker und Selbständige, 10 Außenarbeiter im Westen und 16 Land-, Forst- und Bauarbeiter in der Umgegend) von ihren 18 Dreimorgen-, 9 Sechsmorgen-, 6 Zehnmorgen- und 1 Dreißigmorgenstellen Besitz ergriffen hatten. Es wurden auf dem früheren Gut und jetzigen Arbeiterdorf Raschkow gezählt ²¹⁾:

Zeit	Pferde	Rinder	Schweine	Ziegen	Obstbäume	Familien
Vor der Besiedelung 1907	7	8	15	—	—	4
Nach der Besiedelung 1909	9	26	146	12	540	32

Es kann demnach als festgestellt gelten, daß nicht nur die bäuerliche Kolonisation, sondern auch die Landarbeiteransiedlung der Allgemeinheit Nutzen bringt, und es bleibt nur noch zu prüfen, in welcher Größe und zu welchem Besitzrecht die Arbeiterstellen auszulegen sind, damit sie neben den Sonderzwecken der Nächstbeteiligten gleichzeitig auch dem allgemeinen Besten dienen. Als Grundlage zur Beurteilung dieser Frage hat uns kürzlich Dr. Hermann von Wenckstern in den 2 bisher veröffentlichten Bänden seines Werkes *Existenzbedingungen schaffender Landarbeiter* ein überaus zuverlässiges und reichhaltiges Tatsachenmaterial dargeboten. In mehrjähriger mühsamer Arbeit haben von Wenckstern und seine Gehilfen auf Grund detaillierter Buchführungen, die sie den Familien einrichteten und auf ihre genaue Durchführung scharf überwachten, in methodisch ganz vorzüglicher Weise die wirtschaftlichen Verhältnisse von 14 typischen mecklenburgischen Häusereien nach allen Richtungen hin zu erfassen gesucht. Es handelt sich dabei um grundbesitzende Land- und Forstarbeiter, die ein Haus mit einer Landparzelle im Umfang von 0,18 bis 0,22 Hektar zu Eigentum besitzen und auf Grund gesetzlichen Anspruchs eine weitere Landfläche von 0,24 bis 1,68 Hektar von der Gemeinde zu mäßigen Preisen auf längere Dauer in Zeitpacht erhalten haben. Je nachdem es den Häuslern gelungen ist im freien Grundstücksverkehr noch weitere Landflächen zuzukaufen oder zuzupachten, unterscheidet von Wenckstern

¹⁹⁾ Siehe Kautsky *Vermehrung und Entwicklung in Natur und Gesellschaft* (Stuttgart 1910), pag. 215.

²⁰⁾ Siehe Gerlach, loc. cit., pag. 525.

²¹⁾ Zitiert nach einer kleinen Druckschrift der Kleinsiedelungsgesellschaft Ostrowo die auf der ostdeutschen Ausstellung in Posen im Kleinsiedelungsdorf auslag.

kleinste Betriebe mit viel Lohnarbeit, mittelgroße Betriebe und kleinbäuerliche Betriebe mit viel Pachtland und wenig Lohnarbeit. Für unsern Zweck dürfte es genügen die wichtigsten Existenzbedingungen und Wirtschaftserfolge je eines typischen Betriebs aus der 1. und 3. Gruppe kurz kennen zu lernen.

Der Besitzer der Häuslerei Nummer 5 im Domanialdorf G bewirtschaftet an Eigen-, Pacht- und Deputatland eine Gesamtfläche von nur 1,14 Hektar. Er ist Forstarbeiter und verdiente als solcher im Wirtschaftsjahr 1907-1908 727 Mark. Er besaß eine Kuh mit der hohen Milchergiebigkeit von 4400 Liter. Von der aus dieser Milch selbst bereiteten Butter wurden 150 Pfund im Haushalt verbraucht und 130 Pfund für 143 Mark verkauft. Außer Geflügel hielt er 5 Schweine, von denen 2 geschlachtet und 3 als Pölke für 159,48 Mark verkauft wurden. Ferner wurden 2 Kälber, ein nüchternes und ein fettgemachtes, für 125,12 Mark abgesetzt. Der Nahrungsmittelbedarf der Familie wurde zu 9,9 % durch die Ackerwirtschaft, zu 61,3 % durch die Viehwirtschaft und nur zu 28,8 % durch Zukauf gedeckt. Der durchschnittliche Verdienst der Familie für den reduzierten Normalmännertag betrug in der Lohnarbeit 2,28, in der Familienunternehmung 2,29 Mark. Weil die bewirtschaftete Landfläche zu klein war, und die Häuslerfamilie daher zu teuer wohnt, wuchs ihr Vermögen im Berichtsjahr nur um 70 Mark.

Viel produktiver und rentabler als solch ein kleinster Betrieb mit viel Lohnarbeit sind die Häuslereien, die durch Zukauf oder Zupachtung zu kleinbäuerlichen Betrieben vergrößert werden konnten. In diese Kategorie gehört die Häuslerei Nummer 10 im Dorf D. Ihr Besitzer, Sohn eines Arbeiters, erst Knecht bei einem Großbauern, später Freiarbeiter, erwarb, 35 Jahre alt, von einem Erbpächter eine 0,22 Hektar große Parzelle und erbaute darauf die Häuslerei. Es gelang ihm zur Häuslereiparzelle und zur Gemeindekompetenz in Größe von 0,93 Hektar nach und nach 7,37 Hektar Acker und Wiese hinzuzupachten. Auf dieser Fläche hielt er 4 Milchkühe, 2 Sterken, 1 Zuchtkalb, 6 Schweine, 7 Schafe (letztere wurden aber im Berichtsjahr als unrentabel abgeschafft), 1 Zuchtsau und 20 Hühner. An Produkten der Ackerwirtschaft verkaufte er außer Stroh und Heu für 344 Mark Kartoffeln. An Produkten der Viehwirtschaft gab er im Wirtschaftsjahr 2 Kühe, 4 Fettkälber, 7800 Liter Vollmilch, 12 Ferkel, 16 Mastschweine, 7 Schafe, 10 Hühner und 1000 Eier zum Preis von insgesamt 2512 Mark an den Markt ab. Im eigenen Haushalt wurden Feldfrüchte im Wert von 306 Mark und tierische Erzeugnisse (darunter 700 Liter Vollmilch und 2 Mastschweine im Gewicht von 6 Zentner) im Wert von 328,40 Mark verbraucht. Außerhalb seiner Wirtschaft arbeitete der Häusler 180 Tage auf einem benachbarten Hof zu einem Stundenlohn von 25 und 30 Pfennig und verdiente damit im Jahr 440 Mark. Eine zugekaufte Fläche Heideland in Größe von 4,12 Hektar kultivierte er 1908 und erhielt davon 1909 die erste Ernte. Der durchschnittliche Verdienst der Familie für den reduzierten Normalmännertag betrug 1908-1909 in der Lohnarbeit 2,50 und in der Familienunternehmung 5,05 Mark. Die Arbeit im eigenen Kleinbetrieb warf also einen nahezu doppelt so großen Ertrag ab als die Arbeit im fremden Großbetrieb. Da der Häusler jede Gelegenheit wahrnahm, um Land zuzukaufen oder zuzupachten und bei seiner großen Familie (3 Söhne und 3 Töchter) Lohnarbeiter nicht hinzuzuziehen brauchte, nahm sein Vermögen in den Jahren 1895-1909 um 15 119 Mark oder im jährlichen Durchschnitt um 1080 Mark

zu.²²⁾ Höchst interessant und durchaus zutreffend sind die agrarpolitischen Ansichten dieses erfolgreichen lohnarbeitenden Kleingrundbesitzers; von Wenckstern berichtet darüber:

»Wiederholt begann Häusler aus eigenem Antrieb darüber zu sprechen, welche Werte durch den Kleinbesitz im Vergleich zum Großbesitz geschaffen würden. Er meinte, wie viele Menschen könnten auf dem Lande durch Schaffung von kleinen Stellen mehr wohnen. Nur müßten die Häuslereien jetzt größer als früher ausgelegt werden. Die Güter würden dadurch sicher mehr Arbeiter bekommen, denn viele Häusler würden, selbst wenn sie schon große Wirtschaften hätten, wie zum Beispiel er, doch gerne immer Lohnarbeit nebenher verrichten. Allerdings müsse er sich manchmal sagen, daß er an manchen Tagen direkt Schaden mache, wenn er auf dem Hof für Lohn arbeite, während in seiner Wirtschaft eilige Arbeiten deswegen unterblieben . . . Schon deswegen müßten eigentlich mehr Häusler angesetzt werden, weil diese doch anders schaffen und streben als Tagelöhner, und was hätte der Staat dadurch für Einnahmen an Steuern . . . Die Frau des Häuslers berichtete: »Ick hadd hunnert Dahler, mien Mann een Schwien umm pohr Saken, so hewwen wi heirat' umm sinnu doch furtkamen.«²³⁾

Aus seinen exakt vergleichenden Analysen der Erwerbs- und Verbrauchswirtschaften grundbesitzender Landarbeiter will von Wenckstern erst in einem in Aussicht gestellten 3. Band seines Werkes die Schlußfolgerungen für die Praxis ziehen. Aber die wichtigsten Nutzenanwendungen ergeben sich schon aus dem in den beiden ersten Bänden aufgeführten und kritisch gesichteten Material: Das Interesse der Allgemeinheit an einer starken und wirtschaftlich gedeihenden Landbevölkerung und an möglicher Hebung und Verbilligung der agrarischen Produktion erfordert die Ansiedlung einer möglichst großen Anzahl bisher besitzloser Landarbeiter auf kleinbäuerlichen oder, wenn das infolge zu geringer Ersparnisse oder zu hoher Bodenpreise nicht möglich ist, auf Arbeiterstellen. Aber die Landarbeiter sollten nicht, wie bisher in Mecklenburg, nur rund 0,20 Hektar Eigenland sowie die kleine Gemeindekompetenz erhalten und im übrigen darauf angewiesen sein bei Gelegenheit da und dort eine Parzelle zuzukaufen oder zuzupachten. Sie sollten vielmehr von vornherein mit mindestens 2 Hektar Land, und zwar möglichst in einem Stück und zu Eigentum, ausgestattet werden, damit sie es nicht mehr so schwer wie bisher haben ihren Besitz bis zum Optimum, das heißt bis zur Selbstbearbeitungsgrenze auszuweiden.²⁴⁾

²²⁾ Auch die übrigen zu Kleinbauern aufgerückten Häusler kommen gut vorwärts. Über die Ursache des Gedeihens der Häusler seines Dorfes teilt Häusler Nummer 8 mit: »Vor 30 Jahren sei Besenbinden der hauptsächlichste Nebenverdienst der Häusler gewesen, man hätte sie die *S'schen Besenbinder* oder auch die *S'schen Schnurrer* genannt. Dies hätte sich gänzlich geändert. Fast alle Häusler seien wohlhabend und kämen fort, seit sie Gelegenheit hätten von den Erbpächtern Land zu pachten und von dem Stadtgebiet Heide zu kaufen, die sie urbar machten.« Das Angewiesensein auf Zupachtung hat aber auch seine Gefahren; besonders Häusler Nummer 9 klagt über die Kalamität des Pachtverhältnisses. So habe er seit Jahren eine Wiese gepachtet, die anfangs sehr minderwertig gewesen sei. Durch gute Kultivierung und durch regelmäßiges Düngen gebe sie jetzt hohe Erträge nun sei sie ihm aber gekündigt. Der selbe Häusler Nummer 9, der in seiner Familienunternehmung pro reduziertem Normalmannentag 5,57 Mark, in der Lohnarbeit aber nur 3,11 Mark verdient, ist mit seinem Tagelohn sehr unzufrieden und will künftig nur auf Lohnarbeit gehen, wenn er 4 bis 5 Mark pro Tag verdienen könne. Es zeigt sich hier die das Lohnniveau hinaufdrückende Funktion des Kleingrundbesitzes ländlicher Lohnarbeiter.

²³⁾ Siehe von Wenckstern *Existenzbedingungen sesshafter Landarbeiter*, 2. Band/Berlin 1911, pag. 132 ff.
²⁴⁾ Zu einem ähnlichen Ergebnis kommt der bekannte mecklenburgische Agrarpolitiker, Gutspächter Seemann-Breesen in seinem Artikel *Die Besitzgrößenfrage bei der Ansiedlung in Landarbeit und Kleinbesitz*/Berlin 1910, pag. 245 ff.: »Ein Landarbeiter, der einen ländlichen Haushalt führen und die Lebensmittel an Milch, Butter, Schmalz, Fleisch, Eiern und Brot, Früchten, Gemüse und Kartoffeln für seine Familie selbst billig erzeugen und zuzeiten ein wenig davon veräußern will, kann mit 20 Ar nichts anfangen. Deshalb ist es wohl an der Zeit solchen Zwergbesitz unter gewöhnlichen Verhältnissen nur noch als Ausnahme auszuliegen und im übrigen nicht unter 2 Hektar Fläche herabzugehen . . . Wer nur 20 Ar hat, ist kein Landwirt, er muß die Lebensmittel fast vollständig für bares Geld einkaufen, und dafür reicht . . . der Barverdienst . . . nicht aus.«

IV

POLITISCHEN Parteien und gewerkschaftlichen Organisationen kann es nicht verdacht werden, daß sie selbst Vorschläge, deren Verwirklichung den beteiligten Volksschichten und der Allgemeinheit nachgewiesenermaßen Nutzen bringen würde, ungerne sich zu eigen machen, bevor sie geprüft haben, wie die Propagierung und die Durchführung der betreffenden Maßnahmen voraussichtlich ihre eigenen Partei- und Gewerkschaftsinteressen beeinflussen wird. Wie ist nun unter diesem letzten wichtigen Gesichtspunkt die Landarbeiteransiedlung zu beurteilen? Bringt das agitatorische Eintreten für eine wirtschaftlich und sozial einwandfrei gehandhabte Ansiedlung der Sozialdemokratie und der Landarbeitergewerkschaft Vorteile oder Schädigungen?

Wollen Partei und Gewerkschaft auf die land- und forstwirtschaftlichen Arbeiter Einfluß gewinnen, mit Erfolg um sie werben, so müssen sie deren objektiv berechnete Wünsche und Bestrebungen kennen lernen, sie in der Öffentlichkeit unterstützen und sie durch den politischen und gewerkschaftlichen Kampf verwirklichen helfen. Diese Wünsche und Bestrebungen haben nun keineswegs die Ansiedlung als solche zum Inhalt, am wenigsten auf einer Arbeiterstelle so geringer Größe, daß der Inhaber zu unveränderter Fortsetzung der landwirtschaftlichen Lohnarbeit genötigt ist und obendrein noch mit der Mehrarbeit im eigenen Betrieb, mit dem Risiko der Kleinunternehmung und mit den sehr erheblichen Kosten des Bauens und der Gebäudeunterhaltung belastet wird. Vielmehr gehen die individuellen wie die organisierten Bestrebungen der ländlichen Arbeiter dahin so viel Land zu gesichertem Besitz zu erlangen, daß sie entweder durch Erhöhung der Wirtschaftsintensität oder durch Zukauf darauf ihr Auskommen finden und sich vom Zwang der Lohnarbeit befreien können. Sehr zutreffend schildert Amtsverwalter Dehns aus seiner Kolonisationspraxis heraus, wie die landwirtschaftlichen Freiarbeiter Mecklenburgs, die sogenannten *Einlieger*, durch dieses Bestreben zum Erwerb einer Einsiedlerstelle, zur Erweiterung ihrer Bodenflächen und zur Intensitätserhöhung durch Verstärkung ihres Viehstapels getrieben werden:

»Was veranlaßt die Einlieger in manchen Gegenden mehr als in anderen in das Häuslervhältnis überzugehen? Wir glauben, daß es auch hier der Wunsch ist selbständige zu werden. Die Einlieger können wegen ihrer beschränkten Wohnungsverhältnisse ihren Betrieb nicht vergrößern, wohl aber die Häusler. Dazu wird ihnen in den Sandämtern [im Südwesten Mecklenburgs], wo die starken Häuslerbildungen sind, eher Gelegenheit geboten. Einmal sind dort anscheinend die Erbpächter eher geneigt von ihren großen Hufen Flächen an die Häusler zu verpachten, und sodann können sie sich in den ausgedehnten Wiesenflächen jährlich Futter kaufen und so einen verhältnismäßig großen Viehstand auf ihrer Häuslerei halten. Durch diesen Viehstand verbessern sie nicht nur ihre Ländereien sondern sind auch instande mit ihren Kühen diese zu heackern und ihr Korn und Heu selbst anzufahren. Dadurch werden sie unabhängig von den Erbpächtern des Dorfes und können bei der Ernte ihre Arbeitszeit frei verwerten, ohne Erntetage [als Entgelt für Fahren und dergleichen] an den Erbpächter leisten zu müssen.«²⁵⁾

Das gleiche Ziel verfolgen die ostpreußischen Landarbeiter, worüber die *Ostpreußische Landgesellschaft* in ihrem letzten Jahresbericht folgendes mitteilt:

»Die kleinen Leute, die sich auf dem Lande ankaufen, sind im allgemeinen geneigt solche Betriebsgrößen zu wählen, die als selbständige Ackernahrungen in Betracht kommen und den Stelleninhabern den vollen Lebensunterhalt gewähren, ohne daß diese auf Arbeit zu gehen brauchen. Es liegt das Bestreben vor erst so viel

²⁵⁾ Siehe Dehns *Zur innern Kolonisation in Mecklenburg-Schwerin in Landarbeit und Kleinbesitz* (Rostock 1908), pag. 255.

zusammenzusparen, daß größere Stellen gekauft werden können. Ferner wird uns fast immer bei Vergebung der kleinen Stellen auch bei der gemischten Besiedelung [das heißt bei gleichzeitiger Bildung von Bauern- und Arbeiterwirtschaften] der Einwand entgegengehalten, daß die Stellen zu klein sind und das Gebäudekapitel in einem zu starken Mißverhältnis zu dem Nutzungswert des Landes steht. Um dieses Mißverhältnis zu mindern und die Erträge aus dem Lande zu vermehren, versuchen die angesetzten Arbeiter mit aller Kraft eine kleine Landfläche zuzupachten. Dabei scheuen sie keine Kosten. Es ist vorgekommen, daß für Gemeindedotationen von mittlerer Bodenbeschaffenheit [die preußischen Arbeiteransiedler haben nicht wie die mecklenburgischen den gesetzlichen Anspruch an die Gemeinde auf die *Kompetenz*, das heißt auf ein Stückchen Land zu langfristiger Zeitpacht gegen festen mäßigen Pachtpreis] 30 bis 35 Mark pro Morgen an Jahrespacht von den Arbeiterstelleneinhabern bezahlt werden. Wir glauben daher, daß die Maximalhöhe von 1,5 Hektar zu gering ist, und daß es die Besetzung der kleinen Stellen nicht unwesentlich erleichtern würde, wenn die Höchstgrenze etwas heraufgesetzt würde, etwa auf 2,5 Hektar. Wir sind mit einem dahingehenden Antrag an den Herrn Landwirtschaftsminister herantretend. Dieser hat uns geantwortet, daß eine allgemeine Änderung der Grundsätze für die Arbeiteransiedlung in Aussicht genommen sei und hierbei auch auf die von uns angeregte Frage zurückgekommen werden solle.²⁶⁾

Dieses energische, in Deutschland noch meist individuelle, in den politisch fortgeschritteneren skandinavischen Ländern aber bereits klassenmäßig organisierte Streben der Landarbeiter nach Grundeigentum von genügender Größe wird die sozialdemokratischen Parteien mehr und mehr zu klarer Stellungnahme nötigen. Soweit sie sich bisher, mehr gelegentlich und nicht immer mit genügender Sachkunde und Folgerichtigkeit, mit den Bestrebungen dieser noch immer nach Millionen zählenden Arbeiterschaft auseinandergesetzt haben, lassen sich im wesentlichen 3 Richtungen unterscheiden.

Die orthodox *marxistische* Richtung erkennt zwar an, daß die einzelnen Landarbeiter wie ihre Klasse als solche das angegebene Ziel verfolgen, ist aber weit entfernt sich dieser Tatsache anzupassen, bemüht sich vielmehr eifrig, wenn auch erfolglos, die Landarbeiter von ihren angeblich *kleinbürgerlichen Utopieen* abzubringen und auf den rechten Weg zurückzulenken. In diesem Sinn hat erst vor kurzem Genosse Dr. Grumach der deutschen Sozialdemokratie die Aufgabe zugewiesen Landarbeitern und Kleinbauern »den Eigentumsteufel auszutreiben.«²⁷⁾ Es braucht kaum gesagt zu werden, daß unsere Partei mit solchen Teufelaustreibungsversuchen bisher auf dem Lande sehr schlechte Geschäfte gemacht hat und auch künftig damit nur den *Erfolg* erzielen könnte Landarbeiter und Kleinbauern in die offenen Arme der Rechtsparteien hineinzutreiben.

Eine zweite Richtung kommt den ländlichen Arbeitern insofern entgegen als sie ein Kompromiß zwischen deren Verlangen nach Grundeigentum genügenden Umfangs und dem bisherigen Eintreten der Sozialdemokratie für die Vergesellschaftung des Bodens zustande bringen möchte. Der Drang nach gesicherter Bodennutzung soll gestillt werden; aber die Landarbeiter sollen, damit sie nicht etwa in Zukunft der Sozialisierung des Bodens opponieren, nicht Kleingrundbesitzer sondern nur Kleinpächter werden. Um aber der Ausbeutung dieser Kleinpächter durch die Nutznießer der Grundrente möglichst vorzubeugen, sollen die Gemeinden verpflichtet werden Grundstücke bestimmten Umfangs an die Arbeiter zu überlassen, und zwar gegen einen mäßigen Pachtpreis und unter sonstigen Bedingungen, die einer ferneren Landsklaverei entgegenwirken.

²⁶⁾ Siehe den Bericht der *Ostpreußischen Landgesellschaft* für die Zeit vom 1. April 1910 bis zum 31. März 1911 (Königsberg 1911), pag. 12 ff.

²⁷⁾ Siehe Grumach, loc. cit., pag. 865.

Auf diesem Standpunkt steht gegenwärtig die Mehrheit der holländischen Sozialdemokratie.²⁸⁾ Es mag hier auf die interessante Tatsache hingewiesen werden, daß die Forderung der holländischen Sozialdemokratie, die Gemeinden sollten gegen ermäßigte Preise Grund und Boden an Landarbeiter überlassen, um diesen dadurch zu einer selbständigen Existenz zu verhelfen, im wesentlichen bereits im mecklenburgischen Domanium verwirklicht ist. Hier erwirbt jeder Landarbeiter, der eine Häuslerstelle von 20 Ar Umfang kauft und darauf ein Haus baut, damit den Anspruch gegen die Gemeinde auf Überlassung einer, je nach dem verfügbaren Vorrat an Gemeindeland, 2- bis 8 mal größeren Acker- oder Wiesenkompetenz zu ermäßigtem Pachtpreis. Trotzdem sind die Landarbeiter dadurch mit Recht nicht zufriedengestellt; sie wollen mehr Land, und zwar in einem Stück und zu Eigentum zugewiesen erhalten. Diesen ihren nachdrücklichen Wünschen hat die mecklenburgische Domanialverwaltung nachgeben müssen, indem in den letzten Jahren von dem *starren System* der Auslegung der stets nur rund 20 Ar großen Häuslerparzellen mehr und mehr zum *nichtstarren System* des Verkaufs bis zu 10 Hektar großer Būdnerereien übergegangen ist.²⁹⁾

Weit konsequenter denkt und handelt die dritte Richtung, zu der vor allem die Sozialdemokratie Dänemarks, Schwedens und Norwegens gehört. Ihre agrarpolitische Praxis besteht zur Hauptsache in der Förderung des Kleingrundbesitzes und in der Unterstützung aller Bestrebungen der Landarbeiter auf zunehmendem Grundeigentum Bauern mit familienhafter Arbeitsverfassung zu werden.³⁰⁾ Auch die deutsche Sozialdemokratie wird sich dieser Richtung anschließen müssen, wenn sie unter den deutschen Landarbeitern und Kleinbauern Einfluß gewinnen und an einer gedeihlichen Fortbildung der deutschen Agrarverhältnisse mitwirken will. Ausgeschlossen ist jedenfalls, daß eine Agitation für eine Verallgemeinerung des Pachtsystems, auch eines öffentlichrechtlichen nach Art der von holländischen Sozialdemokraten gemachten Vorschläge, bei uns auf dem platten Lande Anklang findet. Derartige Projekte mögen sich für

²⁸⁾ Siehe den vortrefflichen Artikel des Genossen Spiekman *Das Landarbeiter- und Kleingrundbesitzerproblem in Holland in den Sozialistischen Monatsheften*, 1911, 3. Band, pag. 1397 ff.

²⁹⁾ Zur Psychologie dieser Bestrebungen der mecklenburgischen Landarbeiter bemerkt Amtmann Fensch-Bützow in seiner Studie *Die Bedeutung der mecklenburgischen Būdnerereien in Landarbeit und Kleinbesitz* (Rostock 1908), pag. 295 ff.: »Nicht die Sehnsucht nach eigener Scholle schlechthin ist es, die den Arbeiter besimmt sich anzusiedeln. Gewiß ist es eine Sehnsucht nach einer eigenen Scholle, aber nach einer solchen, auf welcher er es so weit bringen kann, daß er einmal nicht mehr auf Lohnarbeit angewiesen ist. Die Lohnarbeit ist ihm nur das Mittel zu dem Zweck einmal die Lohnarbeit aufgeben zu können.« Zur Erreichung dieses Zwecks sind die Häuslerereien selbst mit Einschluß der Gemeindekompetenzen zu klein. Deshalb ist »die Neigung sich als Häusler anzusässig zu machen durchaus nicht vorherrschend und allgemeiner Natur.« Dagegen ist die erheblich größere Būdnererei »ein begehrenswerter Besitz für Arbeiterfamilien.« In Übereinstimmung damit bemerkt Oberforstmeister von Oertzen-Gelbensande in seiner Arbeit *Die Beschaffung von Ansiedlern in Landarbeit und Kleinbesitz* (Berlin 1910), pag. 236 ff.: »Im Verhältnis ist zurzeit die Nachfrage nach Būdnerereien größer als die nach Häuslerereien . . . Ich stelle hier die Behauptung auf, daß der Arbeiter, welcher sich etwas verdient hat, es in erster Linie ist, welcher eine Būdnererei sucht gegenüber der Häuslerei . . . Vom landwirtschaftlichen Arbeiter ist die Häuslerei zurzeit nicht so begehrt wie vom Handwerker, insbesondere Zimmermann, Maurer, vom Handel- und Gewerbetreibenden, kleinen Beamten, Bahn-, Postbeamten und Rentiers . . . Es wird mancher Arbeiter geneigt sein eher mit verhältnismäßig geringen Mitteln zum Ankauf einer Būdnererei sich zu verstehen als zum Ankauf einer Häuslerei, weil er darauf rechnet, daß in der Būdnererei sich die Arbeitskräfte der Familie erheblich höher ausnutzen lassen können als in der Häuslerei. Hier sehen wir auch den Grund, weshalb Häuslerereien mit sicherer Gelegenheit zur Zapachtung von Ackerland leichter zu verkaufen sind als Häuslerereien, wo solches nicht der Fall ist. In diesem Fall wächst sich eben die Häuslerei zu einer kleinen Būdnererei aus mit allen Vorteilen der Existenzbedingungen.«

³⁰⁾ Siehe meine Artikel *Das dänische Beispiel* und *Kringen Die norwegischen Wahlen und ihre Lehre für die Sozialdemokratie* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1909, 3. Band, pag. 1350 ff. und pag. 1528 ff.

England und die westlichen Kontinentalstaaten, wo das Pachtsystem alteingewurzelt und weit verbreitet ist, vielleicht eignen, für die deutschen Verhältnisse aber passen sie nicht, weil bei uns die kleinen Leute mit der Parzellenpacht, die stets nur Notbehelf war, zu schlechte und mit dem kleinen Grundeigentum zu gute Erfahrungen gemacht haben. Praktisch genommen wird unsere Hauptaufgabe in der nächsten Zukunft die Förderung der Bauernkolonisation, die natürlich, wo das irgend möglich ist, vor allem auch bisherigen Landarbeitern zu bäuerlichen Stellen verhelfen soll, und die Überwachung der eigentlichen Landarbeiteransiedlung sein müssen. Wir werden dafür zu sorgen haben, daß Arbeiter, die sich zu ihrer an sich wünschenswerten Ansiedlung bereit finden lassen, nicht in Abhängigkeit geraten, nicht überteuert werden und vor allem genügend große und auch weiter vergrößerungsfähige Landlose erhalten.²¹⁾ In diesem Sinn sollten wir unseren Einfluß zunächst dahin geltend machen, daß bei der in Aussicht stehenden Neuformulierung der in Preußen geltenden Grundsätze für die Landarbeiteransiedlung die berechtigten Interessen der landwirtschaftlichen Arbeiter und der Allgemeinheit besser gewahrt werden als es hinsichtlich der Maximalstellengröße im Ministerialerlaß vom 10. August 1909 geschehen ist.

Auch der *Verband der Land-, Wald- und Weinbergsarbeiter und -arbeiterinnen* sollte der Landarbeiteransiedlung gegenüber nicht länger eine abwartende passive Haltung einnehmen. Der junge Verband hatte erfreulicherweise im Juli 1911 bereits 11 232 Mitglieder in 425 Ortsgruppen gesammelt und wird sicher auch bei seiner bisherigen Taktik weiter wachsen. Aber er sollte bedenken, daß gewerkschaftliche Landarbeiterorganisationen, die wie der deutsche Verband lediglich Lohnerhöhungen und Arbeitszeitverkürzungen erstreben, nach kurzem Aufschwung bisher stets zusammengebrochen sind. Die englischen Landarbeitergewerkschaften erlebten in den siebziger Jahren eine kurze Periode starken Wachstums und großer Macht, um dann nach unglücklich verlaufenen Streiks und schädlichen Versuchen die Auswanderung zu organisieren bis auf winzige Reste von der Bildfläche zu verschwinden. Die italienischen Landarbeiterverbände hatten mit erstaunlicher Schnelligkeit bis Ende 1902 300 000 Mitglieder und Mitkämpfer um ihre Fahnen gesammelt, gingen aber, als sie 1903 und 1904 eine beträchtliche Anzahl Streiks verloren, rasch bis auf den 3. Teil ihrer früheren Mitgliederzahl zurück und erholten sich erst wieder, als sie nach diesen Erfahrungen anfangen durch Organisation von Pachtgenossenschaften auf ihre Art die Lösung der für den Landarbeiter wichtigeren Landfrage in Angriff zu nehmen.²²⁾ Ganz ähnliche Schicksale erlitten die ungarischen Landarbeitergewerkschaften. Sie wuchsen, in einer Zeit ihnen günstiger

²¹⁾ Leider sind nicht bloß Gutsbesitzer, sondern sogar staatliche Kolonisationsbeamte eifrig darauf bedacht die Landanteile der Arbeiteransiedler möglichst klein abzurücken, um sie zur Lohnarbeit zu zwingen. So beklagt sich beispielsweise der Spezialkommissar Regierungsrat Weidner in seinem Aufsatz *Die Arbeiteransiedlungen in Neuvorpommern und Rügen 1898 bis 1909* im *Archiv für innere Kolonisation*, 1910, pag. 205, darüber, daß die Arbeiterkolonisten der Kolonie Neubauhof durch ihren angeblich zu großen Ackerbesitz von $1\frac{1}{2}$ Hektar »verleitet« wurden von Gütern der Stadt Franzburg Land zuzupachten und sich, statt auf Lohnarbeit zu gehen, danach ganz ihrer so vergrößerten eigenen Wirtschaft widmen. »Es wäre das vielleicht vermieden worden, wenn man sie gleich mit geringerer Ackerfläche eingestellt hätte. Der Fall Neubauhof und auch Poseritz beweisen, daß eine Arbeiterstelle mit einer Durchschnittsfläche von 2 Hektar immer noch zu groß ist. Man sollte daher über $1\frac{1}{2}$ Hektar nur selten hinausgehen.« Im Kampf gegen solche Maximen, die den Landarbeiter nicht als Selbstzweck sondern nur als Mittel für die Zwecke des Großgrundbesitzers werten, hat die deutsche und besonders die preußische Sozialdemokratie eine Mission zu erfüllen.
²²⁾ Siehe Pagliari *Die wirtschaftlichen Klassenorganisationen des italienischen Proletariats* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1907, 1. Band, pag. 473 ff.

politischer Konstellationen reißend schnell und vereinigten im Dezember 1906 in 428 Zahlstellen 40 000 Mitglieder. Dann brach auch diese lediglich auf Lohnerhöhung und Arbeitszeitverkürzung gerichtete Bewegung zusammen; politische Verfolgungen traten hinzu, und von 1908 bis zur Gegenwart vegetiert der Verband mit 3000 Mitgliedern in nur 30 Zahlstellen dahin. Durch die andauernden Mißerfolge der bisherigen Gewerkschaftspolitik ernüchert, scheint jedoch jetzt endlich auch die ungarische Landarbeitergewerkschaft die Lösung der Landfrage in den Kreis ihrer Bestrebungen hineinzubeziehen. Wenigstens berichtete eine Budapester Korrespondenz in der *Leipziger Volkszeitung* vom 17. Februar dieses Jahres entrüstet, daß sich in den letzten Jahren darüber lebhaftere Debatten entsponnen haben, und daß »kleinbürgerlich-agrarische Rezepte à la Arthur Schulz in Massen vorgelegt wurden«. Ohne alle Rückschläge haben sich nur die skandinavischen Landarbeiterorganisationen entwickelt, da sie von vornherein der Landfrage die gleiche Wichtigkeit beimaßen wie der Lohnfrage. Besonders die erfolgreiche Landpolitik der dänischen Landarbeiter- und Hausmannsorganisationen sollten auch der deutschen Gewerkschaft vorbildlich sein.³³⁾

Im ganzen Osten, mit Einschluß von Mecklenburg, besitzt der Großgrundbesitz oder richtiger der Großbetrieb über 100 Hektar noch 5,6 Millionen Hektar. Eine unter dem Einfluß der Parteien der Linken und der Landarbeitergewerkschaft vor sich gehende Landarbeiteransiedlung könnte diese ungesunde, in nationaler, wirtschaftlicher und politischer Hinsicht schädliche Grundbesitzverteilung wesentlich korrigieren; denn viele Landarbeiterstellen würden sich, einer deutlich erkennbaren Entwicklungstendenz folgend³⁴⁾, zu bäuerlichen Familienwirtschaften auswachsen, was unter den verschiedensten Gesichtspunkten ein höchst wünschenswerter Erfolg wäre.

XX

JOHANNES HEIDEN · ÜBER AUSLESE UND ANPASSUNG DER GROSSINDUSTRIELLEN ARBEITERSCHAFT

NEBEN anderen Bedingungen hat die Entstehung der Großindustrie eine Arbeiterschaft zur Voraussetzung, die den der Großindustrie eigentümlichen Anforderungen genügt. Die Großindustrie verlangt aus den verschiedensten Ursachen (weitgetriebene Arbeitsteilung, Bedienung komplizierter Maschinen, die oft statt des Menschen das Arbeitstempo bestimmen, Zusammenarbeiten vieler und manches sonst) andere

³³⁾ Anerkennenswerterweise enthält sich unsere deutsche Landarbeitergewerkschaft und ihre Zeitschrift aller Angriffe gegen die Naturalentlohnung zahlreicher Kategorien landwirtschaftlicher Arbeiter. Um so merkwürdiger ist es, daß der Redakteur des *Landarbeiters*, Genosse Faab, in seinem Artikel *Die Agitation unter den Landarbeitern* in der *Neuen Zeit*, 1910-1911, 2. Band, pag. 676, behauptet, in der Agitation werde unter anderem auch »Umwandlung des Naturallohns in Barlohn« gefordert. Das könnte, falls es richtig ist, sowohl sachlich wie auch im Interesse der Agitation selbst nicht gebilligt werden. Die gänzliche Abschaffung der Naturallöhne würde auch die Abnahme der Schweinemast unter den landwirtschaftlichen Arbeitern nach sich ziehen und sich dann den Industriearbeitern durch erhöhte Schweinefleischpreise fühlbar machen. Die schlimmste Folge aber der dadurch herbeigeführten Verkümmern der Eigenwirtschaft des Landarbeiters wäre, daß es ihm dadurch erschwert würde sich als Kolonist in die richtige Führung einer größern Produktionswirtschaft einzuleben. Die Landarbeiter selbst verlangen nach meinen Erfahrungen neben Erhöhung der Geldlöhne stets auch Naturallohnzulagen.

³⁴⁾ Siehe meinen Artikel *Das Vordringen des landwirtschaftlichen Familienbetriebs und des Kleingrundbesitzers in Ostelbien* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1912, 1. Band, pag. 424 ff.

Eigenschaften und Fähigkeiten der Arbeiter als das Handwerk. Das lehrt der bloße Augenschein. Hierbei hat natürlich jede Bewertung der von den großindustriellen Arbeitern geforderten Eigenschaften und Fähigkeiten zu unterbleiben. Auf diese kommt es in diesem Zusammenhang nicht an. Noch weniger ist ein Vergleich der von den Industriearbeitern verlangten Befähigung mit der des Arbeiters im Handwerk angebracht. Für die Vergleichsmöglichkeit fehlt es auch noch an der genauen Feststellung der Ansprüche, die jede Betriebsart an die Arbeiter stellt. Wir wissen wohl, daß Unterschiede in diesen Ansprüchen bestehen, ihren Umfang kennen wir aber nicht.

Die Großindustrie Deutschlands hat in den letzten Jahrzehnten eine schnelle Entwicklung in der Richtung nach Erhöhung ihrer quantitativen und qualitativen Leistung durchgemacht. Woher hat sie die hierfür notwendigen Arbeiter genommen, und welche Wirkung hat die Beschäftigung in Betrieben der Großindustrie auf die Arbeiter? Die volkswirtschaftliche Literatur ist überreich an Büchern über die Entwicklung der Gesamtindustrie und die der einzelnen Zweige. Auch den allgemeinen Arbeitsverhältnissen und den Lohnverhältnissen hat sich die volkswirtschaftliche Forschung zugewendet und manches beachtenswerte Resultat ergeben. In jüngster Zeit ist ein weiterer Schritt getan: Mit Erhebung von Wirtschaftsrechnungen ist versucht worden die wirtschaftliche und soziale Lage der Arbeiterschaft festzustellen. Es kann gewiß nicht behauptet werden, daß die eben genannten Zustände so umfassend und gründlich untersucht worden seien, um eine alle Fragen beantwortende Darstellung zu ermöglichen. Vieles bedarf auch hier nicht nur noch der Aufhellung sondern der ersten Untersuchung. Immerhin wissen wir über all diese Dinge mehr als über die Herkunft der Industriearbeiter und über ihr Schicksal. Und doch ist die Beantwortung dieser Fragen von großer Bedeutung. Je mehr Arbeiter die Industrie an sich zieht, um so größere Bedeutung erlangt das Schicksal der Industriearbeiter nicht nur für die Industrie sondern für das ganze Volk.

Es ist das Verdienst des *Vereins für Sozialpolitik* über *Auslese und Anpassung der Arbeiterschaft* gründliche Untersuchungen vorgenommen zu haben. Das Ergebnis liegt in einer Reihe von Abhandlungen vor.¹⁾ Der Zweck der Untersuchungen sollte nach dem Vorschlag des Professors Alfred Weber der sein: »die Ansprüche zu ermitteln, welche der großindustrielle Betrieb an die intellektuellen und psychischen Qualitäten der Arbeiterschaft stelle«. »Dabei solle aber auch in ausgiebiger Weise auf die Veränderungen Rücksicht genommen werden, welche die Persönlichkeit des Arbeiters selbst durch die Eigenart der modernen Fabrikorganisation erführe.« Den Untersuchungen des *Vereins für Sozialpolitik* lag ein einheitlicher *Arbeitsplan* zugrunde. Nach ihm sollten für jeden Fabrikationszweig die Teilung des Produktionsprozesses und die Arten der Arbeitskräfte ermittelt werden. Zur Beurteilung der Auslese der Arbeiter war die Feststellung der Zahl der Beschäftigten, von Geburtsort, Geschlecht, Alter und Zivilstand, sowie von Beruf und Herkunft der Eltern vorgesehen. Die Erhebung erstreckte sich weiter auf die Vorbildung und die Art der Arbeitsvermittlung sowie auf die für die Einstellung maßgebenden Gesichtspunkte (Alter, Zivilstand, körperliche und geistige Kräfte). Eingehend sollten die Erhebungen über die Betätigung der Arbeiter im Betrieb sein. Zu diesem Zweck wurde nach Art der Stellung (ob relativ selbständig oder von anderen abhängig), Lohnform und Arbeitsdauer, und deren Einfluß auf Quantität und

¹⁾ Siehe die *Schriften des Vereins für Sozialpolitik*, 133., 134. und 135. Band / Leipzig 1910, 1911 und 1912/.

Qualität des Arbeitsproduktes gefragt, wie auch versucht wurde die Altersgrenze, das heißt das durchschnittliche Alter zu ermitteln, von dem ab der Arbeiter aufhört die Maximalleistung zu bieten. Weiter wurde nach der Möglichkeit des Aufrückens in verantwortliche Posten und nach dem Schicksal der ausgeschiedenen Arbeiter geforscht. Eine dritte Reihe von Fragen befaßte sich mit den Eigentümlichkeiten der betreffenden Arbeiterschaft, bei denen Einwirkungen des Betriebs vermutet werden können. Hierzu gehören die Fragen, ob auffallende Unterschiede in Intelligenz, Charakter und Lebensführung bestehen, und wie sie zu erklären sind, ob die Merkmale einer berufsmäßig geschlossenen sozialen Gruppe vorhanden sind, ob die Arbeiter ihre Kinder wieder dem gleichen Betrieb oder der gleichen Beschäftigung zuführen, und ob sich ein Aufsteigen der jüngeren Generation zu besser gelohnten Berufsstellungen konstatieren läßt.

Die Erhebungen des *Vereins für Sozialpolitik* erstrecken sich nicht auf alle Industriezweige, »deren Bearbeitung interessante Aufschlüsse vermuten ließ«, weil nicht genügend Mitarbeiter gewonnen werden konnten, und weil mancher die angefangene Arbeit nicht abgeschlossen hat. So wenig wie oben der ganze Inhalt des Arbeitsplans und des ihm entsprechenden Fragebogens mitgeteilt werden konnte, so wenig kann auf alle Einzelheiten der Darstellungen und der Schlußfolgerungen eingegangen werden.

Dem Zweck der Untersuchungen gemäß standen für die meisten Bearbeiter die Fragen nach der geographischen und beruflichen Provenienz, nach dem Altersaufbau der Arbeiterschaft und nach ihrem Schicksal im Betrieb im Vordergrund. Ergänzt sich die Industriearbeiterschaft aus der städtischen oder ländlichen Bevölkerung? Auf diese Frage gehen besonders ausführlich Dr. Marie Bernays (Textilarbeiter in München-Gladbach), Dr. von Bienkowski (Arbeiter einer Kabelfabrik), Dr. Julius Deutsch (Arbeiter der Siemens-Schuckert-Werke in Wien), Dr. Fritz Schumann (Arbeiter der Daimlermotorengesellschaft in Stuttgart) und Dr. Richard Sorer (Arbeiter einer Wiener Maschinenfabrik) ein. Es wird nicht überraschen, daß das Ergebnis dieser Untersuchungen bemerkenswerte Verschiedenheiten aufweist, je nachdem es sich um eine schon lange ansässige Industrie oder eine jüngeren Alters handelt. So stammen von den Textilarbeitern der Gladbacher Spinnerei und Weberei mehr als zwei Drittel aus Gladbach und nächster Umgebung, und in der Rheinprovinz haben sogar mehr als vier Fünftel dieser Arbeiterschaft ihre Heimat. Ähnlich liegen die Verhältnisse der Arbeiterschaft der Daimlermotorengesellschaft, wenn auch aus anderen Gründen. Von 58 % war der Geburtsort nicht mehr als 25 Kilometer vom Sitz des Betriebes entfernt, und weitere 28 % dieser Arbeiterschaft waren im übrigen Württemberg geboren; nur 14 % von den insgesamt 1700 Arbeitern dieser Fabrik stammten aus anderen Teilen Deutschlands und dem Ausland. In beiden Fällen haben wir es also mit Industrien zu tun, die ihre Arbeiterschaft in ihrer nächsten Umgebung finden. Ein wesentlich anderes Bild zeigt die geographische Provenienz von den zirka 1200 männlichen Arbeitern einer Kabelfabrik in der nächsten Umgebung von Berlin. Von ihnen hatte Berlin nur 11, Brandenburg 34,5, Ostelbien 43,5 und der Westen 6,9 % geliefert; von 4,1 % war der Geburtsort unbekannt. Von den zirka 600 Arbeiterinnen dieser Fabrik waren aus Berlin 8,7, aus Brandenburg 46, aus dem Osten 35,45 und aus den westlichen Industriebezirken 7,2 %. Der Rest

von 2,65 % verteilt sich auf das übrige Deutschland und das Ausland. Die von den Verfassern angewandte Methode zur Feststellung ob ländliche oder städtische Herkunft will mir nicht ganz zuverlässig erscheinen. Soweit hierbei der Geburtsort maßgebend ist, bleibt die Abwanderung im frühesten Kindesalter in die Stadt unberücksichtigt, die doch das auf dem Land geborene Kind recht bald zu einem Städter macht, und weiter ist die Einteilung der Gemeinden in Städte und plattes Land, wenn für diese Begriffsanwendung lediglich das Merkmal der Einwohnerzahl bestimmend gewesen ist, nicht einwandfrei. Gemeinden, die nach der üblichen Größeneinteilung zu den Land- oder Kleinstädten gehören, sind vielfach durchaus industrielle Gemeinden.

Etwas genauer als durch die Ermittlung der Größe des Geburtsorts wird die Herkunft der Industriearbeiter durch den Beruf des Vaters bestimmt. Welche Kenntnis vermitteln hierüber die Erhebungen? Von den schon erwähnten Textilarbeitern waren fast ein Viertel (24,2 %) Kinder von Textilarbeitern. Hier läßt sich also schon von einem Vererben des Berufs sprechen. Rund 16 % der Textilarbeiter stammen von anderen Fabrikarbeitern und 6,3 % von Bau- und Erdarbeitern. Landwirtschaft und Handwerk hatten nur 14,5 und 13,9 % gestellt: aus anderen Berufen rekrutieren sich rund 22 %, davon 15 aus proletarischen Kreisen. Zusammen überwiegen unter diesen Textilarbeitern die Abkömmlinge aus proletarischen Familien sehr stark. Für die anderen von der Erhebung erfaßten Berufsgruppen der Metallindustrie und auch für die Offenbacher Lederwarenfabrikation liefert das selbständige Handwerk noch einen erheblichen Teil der Arbeiterschaft. Die qualifizierten Arbeiter sind in weitaus überwiegendem Maß Handwerkerfamilien, die nichtgelernten Arbeiter Kleinbauern- und Landarbeiterfamilien entsprossen. Fast allgemein wird die bessere Eignung des der Großstadt oder dem kleinstädtischen Handwerk entstammenden Arbeiters für die Ausführung von Arbeiten, die Intelligenz und Geschicklichkeit erfordern, betont. In den Gruppen, die höhere Qualitätsarbeit zu leisten haben, sind die Großstädter stärker vertreten als in den anderen. Dort wo in erster Linie die physische Kraft gebraucht wird, stellt das platte Land den größten Teil der Arbeiter. Es ist selbstverständlich, daß alle Schlüsse mit einem gewissen Vorbehalt gezogen werden müssen, weil das Material, auf dem sie beruhen, doch recht klein ist.

Auf der Nürnberger Tagung des *Vereins für Sozialpolitik* stand die Frage nach der Altersgrenze im Vordergrund der Erörterungen. Wann erreicht der Industriearbeiter die höchste Leistungsfähigkeit, und in welchem Alter läßt sie nach? Ist es ein schnelles, auffallendes Nachlassen der Arbeitsfähigkeit oder ein langsames? Die Erhebungen bestätigen, was jedes aufmerksame Betrachten der Arbeiterschar eines großen industriellen Unternehmens lehrt: das Überwiegen der jüngeren Altersklassen:

Industriezweig	Gesamtzahl der an der Erhebung Beteiligten	Alter (in % der Gesamtzahl)					
		bis 20 Jahre	20 bis 30 Jahre	30 bis 40 Jahre	40 bis 50 Jahre	50 bis 60 Jahre	über 60 Jahre
Textilfabrik Siemens-Schuckert-Werke in Wien	1425	43,3	27,2	12,9	8,7	6,0	1,8
Maschinenindustrie in Berlin	243	5,5	38,2	34,1	17,0	4,1	1,1
	13724	14,6	40,3	27,5	12,1	4,3	1,2

Ähnlich liegen die Altersverhältnisse der Arbeiterschaft in den anderen Betrieben; bei der Daimlermotorengesellschaft sind noch nicht ganz 10 % der Arbeiter (von 1700) über 45 Jahre alt. Dr. Schumann findet hierin mit Recht die Bestätigung, daß die Großindustrie die Kräfte der Arbeiter rasch aufbraucht, und ihm ist »der Gedanke gekommen, daß das Menschenmaterial der Großindustrie durch unseren Arbeiterschutz doch nicht genügend gesichert ist«. Der außerordentliche frühe Verbrauch der Arbeitskraft in der Großindustrie wird nicht nur durch das Überwiegen der jüngeren Arbeitskräfte sondern ebenso stark oder noch stärker durch die in den einzelnen Altersgruppen erzielten Löhne bewiesen. Es kann darauf verzichtet werden wieder in Tabellenform den Zusammenhang zwischen Lebensalter und Verdiensthöhe darzustellen. Einige von den Bearbeitern gezogene Schlußfolgerungen mögen genügen. So sagt Dr. Schumann: »Ein Vergleich zwischen Verdienst und Alter zeigt, daß bis zu 25 Jahren die Hauptmasse unter dem Gesamtdurchschnitt verdient, von da an steigt der Verdienst erst langsam, dann rascher, hat bei 35 Jahren den Höhepunkt erreicht und fällt dann wieder so, daß die Kurve bei Arbeitern von über 50 Jahren beinahe verläuft wie bei denen von unter 23 Jahren.« Für die Arbeiter der Offenbacher Lederwarenindustrie kommt Dr. Morgenstern zu dem Resultat, daß »der Schwerpunkt [in der Lohnhöhe] im Alter von 20 bis 40 Jahren liegt«. Auf die Zeit vom 32. bis zum 42. Jahr legt Dr. von Bienkowski die höchste Leistungsfähigkeit; nach dem Überschreiten dieser Altersgrenze tritt ein schnelles Nachlassen der Leistung ein. Und Dr. Dora Landé kommt zu dem Schluß, »daß die Berliner Maschinenindustrie ihre gelernten und ungelerten Arbeiter im allgemeinen in einem Alter aufgebraucht hat, in dem der Mann der bürgerlichen Berufe sich meist noch in der Fülle der Kraft befindet und gerade das Beste und Reifste hervorbringen kann«. Nicht so unbedingt will Dr. Deutsch die Ergebnisse der Altersstatistik in Verbindung mit der der Lohnstatistik als Beweis für die Abnahme der Leistungsfähigkeit nach Überschreiten des 40. Jahres gelten lassen. Er macht für die Höhe der Leistungsfähigkeit »mannigfache persönliche Umstände« gelten und sieht einen Grund für die höchsten Verdienste in der Altersgruppe von 30 bis 40 Jahren in dem Bedarf für Verpflegung und Erziehung der Kinder. Die Verheirateten sind nach Deutsch arbeitseifriger als die Ledigen, die noch nicht für Kinder zu sorgen haben, und als die älteren, die schon Verdienste erwerbender Kinder für sich verwenden können. Ob dieser Schluß zutreffend ist, läßt sich nach dem durch die Erhebungen gewonnenen Material nicht beurteilen. Deutsch will übrigens die Ergebnisse der Altersstatistik durch die von ihm erhobenen persönlichen Umstände nicht als widerlegt sondern nur als eingeschränkt ansehen. Die Erhebungen bestätigen jedenfalls in ihrer Gesamtheit, daß das 40. Lebensjahr für die meisten Industriearbeiter einen bedeutungsvollen, man kann sagen: verhängnisvollen, Wendepunkt darstellt. Nach Überschreiten dieser Grenze gilt der Industriearbeiter nicht mehr als volle Arbeitskraft. Viele werden ausgeschaltet, ein kleiner Teil kann sich halten, muß sich aber mit geringeren Arbeiten und niedrigeren Löhnen begnügen.

Auf ein für die Alterszusammensetzung der Arbeiterschaft wichtiges Moment macht Dora Landé in ihren Untersuchungen über die Verhältnisse der Arbeiter in der Berliner Maschinenindustrie aufmerksam: die Länge der Arbeitszeit. Je kürzer die tägliche Arbeitszeit, desto geringer der Anteil der höheren Altersklassen an der Gesamtheit der Arbeiterschaft. So gehören von rund

1000 Arbeitern einer Aktiengesellschaft in Berlin, in deren Betrieben die Arbeitszeit 8 Stunden beträgt, 53,3 % der Altersstufe von 20 bis 30 Jahren an, und nur 1,8 % sind älter als 50 Jahre. Eine ähnliche Zusammensetzung weist der Betrieb einer andern Aktiengesellschaft mit zirka 1900 Arbeitern auf, in dem die regelmäßige Arbeitszeit häufig durch Überstunden verlängert wird. Die 8stündige Arbeitszeit steigert die Intensität der Arbeit so erheblich, daß nur die kräftigsten Arbeiter standhalten. Zur Steigerung der Arbeitsleistung zwingt die Art der Lohnberechnung (Stücklohn). Es ist selbstverständlich, daß bei den heute erreichten Löhnen die Arbeiter eine Verkürzung der Arbeitszeit nicht mit einer Lohneinbuße erkaufen können. Auf der andern Seite weist Dora Landé aber mit Recht darauf hin, daß, so erstrebenswert Verkürzung der Arbeitszeit aus mannigfachen Gründen ist, sie der Arbeiterschaft »jedoch bei dem augenblicklich herrschenden Akkordsystem im allgemeinen durchaus nicht unbedingt zum Vorteil gereichen dürfte sondern im Gegenteil geeignet ist den Kampf ums Dasein nur noch in hohem Grad zu verschärfen und da, wo die Verkürzung der Arbeitszeit mit regelmäßig wiederkehrenden Nachtschichten verbunden ist, schwere gesundheitliche und soziale Schädigungen hervorzurufen«. Auf die gesundheitlichen Gefahren der Steigerung der Arbeitsintensität ist schon des öfteren hingewiesen worden. Die starke Ausbreitung der Neurasthenie unter den industriellen Arbeitern hat zweifellos einen Teil ihrer Wurzeln in der übermäßigen Anspannung der Kräfte. Es wäre wünschenswert Arbeitsintensität, Erkrankungshäufigkeit und Krankheitsdauer mit einander zu vergleichen. Es braucht wohl nicht besonders betont zu werden, daß Dora Landé mit dem Hinweis auf die Gefahren, die der Arbeitszeitverkürzung eigen sein können und oft eigen sind, der Verkürzung nicht entgegenzutreten will. Sie fordert nur solche Gestaltung der verkürzten Arbeitszeit (Unterbrechung durch größere Pausen und anderes), daß gesundheitliche Nachteile hintenangehalten werden.

Recht gering sind, wie nicht anders möglich, die Ergebnisse der Untersuchungen über das Schicksal der älteren Arbeiter, die sich wegen Rückgangs ihrer Leistungsfähigkeit nicht mehr im Betrieb halten können. Nur wenigen ist das Glück beschieden im Betrieb selbst eine höhere Stufe als Vorarbeiter und Werkmeister zu besteigen. Soweit ältere Arbeiter in den Betrieben bleiben, sinken sie, wie schon oben gesagt worden ist, vom 40. bis 45. Lebensjahr nicht nur in ihren Lohnbezügen sondern auch in ihrer Arbeitsstellung hinab. Von den komplizierteren und schwereren Arbeiten kommen sie zu den einfacheren und leichteren, um schließlich als Hofarbeiter, Bote und ähnliches ihre Laufbahn zu vollenden. Stellungen dieser Art zu erhalten ist aber nur einem kleinen Teil möglich; der größere Teil verschwindet mit der Abnahme der Leistungsfähigkeit nicht nur von den Plätzen, an denen volle Arbeitskräfte notwendig sind, sondern ganz aus den Betrieben. Was wird aus ihnen? Einige von ihnen mögen zur Selbständigkeit gelangen, für die meisten gilt aber wohl das Wort Dr. Landés, daß den alternden Arbeiter, meist schon vom 50. Lebensjahr an, ein unsäglich trübes Dasein erwartet, und daß er unter zunehmender Arbeitslosigkeit und Krankheit einem frühen Ende verfällt. Darin liegt ja ein großes Stück Tragik des Arbeiterlebens, daß der ältere Arbeiter in Leistung und Einkommen bald wieder auf der Stufe des jugendlichen, noch nicht vollentwickelten Arbeiters anlangt. Seine Kräfte und seine Mittel reichen in der Regel bestenfalls, um seine ältesten Kinder noch in einem Handwerk ausbilden

lassen zu können, oft reichen sie hierzu nicht einmal. Die Not zwingt sie die Kinder sofort nach Verlassen der Schule als ungelernete Arbeiter zu verwenden, damit der geringe Verdienst der neuen Generation das Elend mindert. Die Kinder einem Berufe zuzuführen, der längere Vorbildungs- und Ausbildungszeit erfordert, ist selten möglich. Wo die Mittel reichen, wird oft der Versuch gemacht die Kinder auf eine höhere Stufe in der sozialen Reihenfolge zu bringen. Und das auch in den Kreisen der Arbeiter nicht selten zu beobachtende Bestreben den Kindern Stellungen im Staats- und Kommundienst zu verschaffen, auf dessen große Gefahren für die Entwicklung der Tüchtigkeit Professor Weber aufmerksam gemacht hat, ist angesichts der Lage des Industriearbeiters wohl zu verstehen. Dem Industriearbeiter mit seinem Wechsel zwischen Verdienst und Arbeitslosigkeit und der Aussicht auf ein an Entbehrungen noch reicheres Alter muß das *sichere Brot* des Beamten als ein erstrebenswerter Zustand, der jedenfalls frei von den Nöten ist, die ihn am meisten plagen, erscheinen. Die Unselbständigkeit der Beamtenstellung und der mit ihr verbundene Verzicht sich durch besondere Tüchtigkeit eine ganz ausnahmsweise günstige Stellung zu verschaffen werden ihn wenig schrecken. Sieht er doch alltäglich, wie oft große Tüchtigkeit in den Reihen seiner Schicksalsgenossen nicht zur Geltung kommt.

Neben den hier besprochenen Ergebnissen haben die Untersuchungen des *Vereins für Sozialpolitik* noch manche andere gebracht. Sie betreffen unter anderem den Zusammenhang zwischen Wochentag und Arbeitsstunde und Unfallhäufigkeit, den Zeitpunkt der höchsten Leistung innerhalb der Arbeitswoche und des Arbeitstags, die Stellung der Arbeiter zum Stücklohn. Durch Befragung der Arbeiter nach ihren Lieblingsbeschäftigungen und nach der Art ihrer Erholung ist versucht worden Kenntnis von der Psychologie der Arbeiter zu gewinnen; dem gleichen Zweck sollen die Ermittlungen über die Lebensziele der Arbeiter dienen. Auf manche dieser Ergebnisse und auf Fragen, die durch die Untersuchungen angeregt werden, wird noch einzugehen sein. Die Veranstalter der Erhebungen und die Herausgeber sind sich bewußt gewesen, daß ihre Arbeiten noch keinerlei gesicherte und abschließende Ergebnisse erkennen lassen. Sie können aber mit Recht für sich in Anspruch nehmen wertvolle Beiträge wissenschaftlicher Untersuchungen gegeben zu haben.

XX
EMMY VON EGIDY · ÜBER SELMA LAGERLÖF



IE wagt zu erzählen. Heute, da alles nach der indirekten Darstellungsweise sucht, spricht diese schwedische Dichterin geradezu mit ihrem Leser wie der Märchenerzähler mit einem Kind. Sie sagt: »Wie Ihr gesehen hättet . . .«, »Es kann sein . . .«, »Ich aber glaube . . .«, »Freunde, Menschenkinder, hört mich, hört!« Sie schiebt durch solche Ausdrücke mit einer ebenso naiven wie großartigen Geste das Erzählte weit von sich fort und rückt sich als Erfinder und Schöpfer völlig aus dem Kreis ihrer Dichtung; sie tut, als sei es nicht ihr Wille, der diese Menschen schuf, nicht ihr Impuls, der ihr Schicksal formt, oder ihr Wollen, das sie auf den Wellen des Lebens auf- und abgleiten läßt, und es ist sehr zweifelhaft, ob sie nicht selbst ehrlich und unbewußt davon überzeugt ist, daß sie genau wie der Leser den Geschehnissen zusieht, die vor ihr sich abspielen wie vor ihm.

Doch das ist nicht das Merkwürdigste an Selma Lagerlöf.

Wenn dichten gleich suchen ist, suchen nach einem Gesetz, das dem Bilde, in dem der Dichter das Leben begreift, unterzuschoben ist, ein bewußter oder unbewußter Versuch das Geschehene auf einen Faden zu reihen, geordnet nach der Bedeutung, die dem einzelnen zugestanden wird, sei es Mensch, Natur, Gedanke, Schicksal oder Leben, so gleicht Selma Lagerlöfs Dichtung, in einem nur ihr eigenen Sinn, einem Suchen nach dem Leben. Während rings um sie nach dem Menschen gegraben wird, nach seinen Daseinsbedingungen und Rechten, das Persönliche, das Einzelne, das Eigenbestimmende aufgedeckt, und vielleicht noch dem Faden nachgespürt wird, der das Individuum mit dem Ganzen verbindet, fragt sie nicht nach dem Menschen. Ihn kennt sie, ihn hat sie, er ist ihr das Gegebene, das Selbstverständliche. Sie braucht ihn bei ihrem Suchen, deshalb nur stellt sie ihn hin. Sie läßt sein Wesen gespielt werden, wie eine Melodie gespielt wird, aber sie sucht nicht nach dieser Melodie, sie sucht den, der sie spielt.

Der große Künstler, der die kleine Melodie *Mensch* spielt, ist für sie das Leben. Die Gesetzmäßigkeit in der wilden Flut dieser Macht, die Einheit in der überquellenden Vielgestaltigkeit dieser Kraft: diese sucht sie. Wohl ist man manchmal versucht zu meinen, sie suche Gott. Doch so viel auch von Gott und seinem Wesen, von seinem Willen und seiner Macht in ihrem Werk die Rede ist, dieser Gottbegriff läßt sich nirgends festhalten, sie selbst scheint Furcht zu haben ihn deutlicher zu machen, sie weicht ihm aus, sie weiß ihn vielleicht in einem letzten, tiefsten Bewußtsein, doch es liegt ihr nichts daran ihn zu erkennen. In der Legende vom Schatzkästlein der Kaiserin spricht sie davon, »daß diese Macht (Gott), die die Menschen verhöhnen, weil sie sie nicht sehen, sich fern halten muß, weil sie im selben Augenblick mißbraucht werden würde; in dem sie sich in vernehmbarer Form offenbarte«. »Die armen Menschen brauchen etwas, worauf sie vertrauen können . . . , etwas grenzenlos Großes wäre vonnöten . . . So gut verborgen müßte es sein, daß niemand es fände.« Und so gut verbirgt auch sie den Gottesbegriff in ihrer Dichtung. Es wäre falsch, wollte man den zweifellos religiösen Impuls, aus dem sie nach dem Leben sucht, mit Religiosität an sich verwechseln. In ihrem Roman *Jerusalem*, in den *Wundern des Antichrist*, auch in vielen Legenden schildert sie allerlei Zustände von dem ganz schlichten Gottvertrauen bis zu ekstatischer Ergriffenheit in Gesichtern; aber es bleiben Zustände der Menschen, nirgends wird der Faden wirklich an den wurzelhaften Begriff *Gott* geknüpft. Die Menschen werden in diesen Zuständen herumgeführt, von ihnen überfallen, damit sie die Macht des Lebens spüren und sich ihm fügen. Jeder muß seinen Kreis ablaufen, zwischen Schuld und Sühne, erlittenem Unrecht und belohnter Größe, damit der große Künstler sich in den endlosen Variationen der kleinen Melodie darstellen kann. Sündlosigkeit ist es gar nicht, worauf es ihr dabei ankommt, im Gegenteil, selbst der arge Verbrecher ist ihr willkommen. Es kommt ihr nur darauf an, wie er sich in und nach dem Verbrechen hält, wie er seine Schuld selbst begreift und sich in seiner Schuld; ob er sie als Tatsache anerkennt, mehr noch: als Notwendigkeit, in die er gebannt war, ohne darin untergehen zu dürfen, und inwiefern seine Sühne zu etwas Lebendigem wird. Die haarscharfe Linie zwischen Willensfreiheit und -unfreiheit, die Selma Lagerlöf in einigen Momenten zieht, wird unter ihrer eigenen, scheinbar willkürlichen Führung immer neu gebogen; es ist nicht leicht diese Linie durch alle ihre Werke festzuhalten, es verwirrt sich da manches wieder vor unsern

Blick. Wir müssen eben ihr eigenes Suchen mitsuchen, wir müssen wie sie ergriffen schauernd vor den Ereignissen ihrer Vorstellungskraft stehen, wie sie die letzten Entscheidungen von dem Geschehenen erwarten. Und wir wissen ja, wie große Macht unter Umständen die kleine Melodie über den großen Künstler gewinnen kann. Auch er ist in die Notwendigkeit gebannt, sie immer und immer wieder zu spielen. Manchmal ist es zweifelhaft, ob sie ihn nicht überwältigt, es schwanken Macht und Sieg. Spannend und aufregend versteht es Selma Lagerlöf diese kämpfende Zwiesprache zwischen dem Menschen und dem Leben zu schildern.

Und dieser geheimnisvolle Begriff des Lebens selbst? Wie ihn erklären? Er scheint da zunächst in eminenten Weise das zu sein, was man ganz einfach auch den Prozeß des Lebens nennt: das Vorgehende, das ewig Bewegte, unermüdlich Wechselnde, aus sich Gebärende, in einander Verknüpfte, unaufhaltsam Treibende, Gärende, Quillende und Fließende, Ereignishafte. Manchmal scheint es nur darauf gestellt mit triumphierender Gewaltigkeit immer neues Geschehen zu häufen, manchmal wartet es träge, geduldig auf das Fallen eines einzigen Blattes, das alles in Bewegung setzen soll, und wieder andere Male arbeitet es mit genauer, durchsichtiger Konsequenz auf einen bestimmten Punkt hin. Es steht in der Mitte zwischen den Begriffen *Schicksal, Weltordnung, Vorbestimmung, Willkür, Naturnotwendigkeit, Werden, Gottes Wille, Fatalismus*. Es hat etwas von allen diesen, deckt sich mit keinem, nimmt nicht die anderen restlos in sich auf. Begrifflich ist es nicht aufzuweisen und, um es nachzubilden, muß man eben diese Bücher lesen. Da braust es hin als Wintersturm über den großen Wäldern, als Gewitter und Meeresrauschen, da lebt es in *L'Univers'* Schiffbruch, wie in dem friedlich blühenden Obstgarten des Pfarrers von Svartsjö, es ist im greulichen Mord und im Knirschen der Gängel eines Schaukelstuhls verborgen, es wird beschrieben in den blühenden Tälern um Jerusalem und gefunden in den schwedischen Eisenwerken, über die Nils Holgersson auf dem Rücken der Wildgans hinfliegt. Hier kommt es als Schicksal, dort als Rache, hier als Gesetz, da als Willkür; es wirft die Menschen auf und nieder, biegt oder bricht sie, sie schleichen gekettet durch seine Unüberwindbarkeit oder fahren jubelnd auf seinen brausenden Wogen. All ihren Menschen ist diese stumme Ehrfurcht vor dem Leben eingegossen, vor seiner Heiligkeit und Schönheit, wie vor seiner Schwere. Gösta Berling sagt: »Er ist ein großer, wunderbarer Gott, er hat mich zum Narren gehabt und mich verworfen, aber er will mich nicht sterben lassen.« Und dadurch erwirbt er sich bei Selma Lagerlöf Vergebung all seiner Schuld.

Gösta Berling in dem gleichnamigen Roman¹⁾ ist der Held, um den sich die Geschichten alter Chroniken und Sagen eines ganzen Bezirks (und gewiß aus verschiedenen Jahrhunderten gesammelt) gruppieren. Er ist ein wegen Trunksucht abgesetzter Pfarrer, hat ein Kind bestohlen, um sich Branntwein zu verschaffen, ist unabsichtlich zum Mörder Ebba Dohnas geworden. Er reißt heute Anna Stjärnhök als Braut an sich und gibt sie morgen in einer Aufwallung von Großmut frei. Jedes Fest am Lönsee endet damit, daß er eine Frau entführt. Mehr als einmal sucht er den Tod und findet ihn nicht. Er bestrickt

¹⁾ Dieser Roman ist, wie auch einige andere Bücher der Dichterin, mehrfach ins Deutsche übersetzt und ediert worden. Die besten Lagerlöf-Ausgaben sind bei Albert Langen in München erschienen. Dieser Verlag hat auch neuerdings eine Gesamtausgabe veranstaltet, die jetzt in 10 hübschen Bänden vorliegt und alle Werke Selma Lagerlöfs bringt (mit einziger Ausnahme der *Wunderbaren Reise*, die dort in 3 Bänden gesondert erschienen ist).

die Menschen durch seine Schönheit und das Feuer seiner Leidenschaft und richtet unendliches Unheil an. Er läßt die Majorin Samzelius, seine Wohltäterin, aus ihrem Haus verjagen und hält um einer Kleinigkeit willen die Hände ins Kaminfeuer. Er ist toll. Aber er hat die Tollheit, die Selma Lagerlöf liebt, das Leben tobt unbändig in ihm. Das Buch ist mit dem ganzen naiven Zauber des Erstlingswerks umspinnen, in ihm drückt sich das Grundgefühl des Lebens am reichsten und vielgestaltigsten aus. Hier spricht die Dichterin nicht nur mit dem Leser, hier redet sie auch ihre Figuren an, beschwört sie, singt Hymnen auf sie, beweint sie. Hier wuchert das Märchen, hier durchbricht flutartig das Leben alle Dämme, es zerbricht jede Form, in die es gefaßt werden könnte, wild rankt und quillt es, und von lächelnder Sorglosigkeit führt es direkt in die Abgründe tiefster Verzweiflung. Hier wird mit dem Jubelton der Fanfare die Herrlichkeit und der strömende Reichtum des Lebens verkündet. Bei überfließendem Gefühl ist es ohne jede Sentimentalität, bei der persönlichsten Anteilnahme von kühler Objektivität. Es hat scheinbar alle Fehler weiblicher Schriftstellerei und ist in Wahrheit ein Wunder an geschlossenem Stil und durchgeführtem Ton. Dieser Ton ist nur einmal in der Weltliteratur vorhanden: Es liegt in seiner Natur, daß er auch von Selma Lagerlöfs Zauberflöte nie wieder so erklingen.

Gleich in diesem ersten Buch hat sich die absolute Nationalität offenbart, die Selma Lagerlöf eigen ist. Nicht, daß sie selbst sie besonders betonte. Aber irgendwie unerklärlich und überzeugend teilt sich uns aus den Blättern dieses Buches mit, daß es die Nation, aus der es kommt, tiefer erschöpft als irgend etwas anderes. Es sind die Tollheiten des ganzen Volkes, die da in Gösta Berling gefeiert werden, der Lebensgrundsatz einer ganzen Klasse, den die Kavaliere auf Ekeby aussprechen: »Niemals etwas zu tun, was nützlich oder klug oder schurkenhaft ist.« Und so sehr wir anderen auch dieses Werk schätzen, es bleibt ein Rest, dem wir ganz nicht nahe kommen, der als Goldklumpen schwer inmitten der leichten, süßen Arabesken hängt, und nur dem Schweden sich völlig offenbart. Man kann dieser eminenten Nationalität auch an einer negativen Seite näher kommen: da, wo sie den Heimatboden verläßt, wird Selma Lagerlöf schwächer. Die letzten, geheimnisvollsten Kräfte des ergeborenen Menschen sind ihr dann wie abgeschnitten, es fehlt ihr der Schlüssel zu den unendlichen ungeformten Mächten, die sonst auffallend unmittelbar in ihre Dichtung hinaufwachsen, ihre Menschen stehen nicht mehr so fest in der Erde verwurzelt, sie bekommen etwas Schwebendes, Unwirkliches. Ganz auffallend ist dieser Kontrast in *Jerusalem*.

Viel schlichter, ernster und in gewissem Sinn großartiger als in *Gösta Berling* ist das Gefühl vom Leben hier gegeben. Die Gründung einer Sekte unter schwedischen Bauern wird erzählt; der Auszug der Sektierer, ihr schmerzvolles Losreißen von der Heimerde und dem angestammten Besitz, ihr Festhalten an der Idee dort im fremden, grausamen Land und ihr teilweises Zugrundegehen. Solange diese Bauern auf ihrer Erde stehen, sind sie von überzeugender, herber Größe, im Morgenland schweben sie wie lichte, freundliche, kindliche Schatten durch die Erzählung. Die Losgerissenen können nicht wurzelhaft sein, es ist ihr Schicksal und ihre Tragik. Aber ich glaube nicht, daß hier eine dichterische Absicht vorliegt. Dieser Zug ist ganz natürlich aus ihren Bauern in die Behandlungsweise hinübergelitten. Sie könnten nur in tiefsten Farben lodernd und mächtig in ihren Lebensäußerungen sein, wenn

das religiöse Moment wirklich alles andere überwöge. Aber auch dies scheinbar auf religiöse Fragen gestellte Buch entscheidet nicht religiös. Mark und Kraft kehrt sofort zurück, da am Schluß die Geschichte wieder auf schwedischem Boden geführt wird. Mit vom Schönsten, das Selma Lagerlöf überhaupt geschrieben, ist die Einleitung zu *Jerusalem*, die Erzählung von dem jungen Bauer, der sich die Braut aus dem Zuchthaus wieder zurückholt. Er hat gezweifelt und gegrübelt, ob es seine Pflicht sei, ein unendlich langes und verschmörkeltes Zwiegespräch mit seinem verstorbenen Vater denkt er sich aus, um zu erkennen, was er tun soll, endlich geht er gebeugt unter ein Müssen, holt sie, bringt sie, läßt sich von der Gemeinde in der Kirche verachten, von der Mutter vom Hof weisen und ist dabei die ganze Sache aufzugeben, da erfährt er, daß das Mädchen ihn nun zu lieben angefangen, und sofort ist alles entschieden: »Nun kümmere ich mich keinen Pfifferling um jemand anders als um dich.« Alle Moral, alle Nächstenliebe, alles Christentum, alle Vergebung ist nichts. Die Liebe als Lebendigstes entscheidet. Die Menschen aus diesem Geschlecht sind es dann, unter denen die Sekte gegründet wird. Nur einer widerstrebt: der Sohn dieses Paares, und er ist der Held der Geschichte.

Subtilere Töne, um nach dem Leben zu suchen, hat Selma Lagerlöf in der *Herrenhofsage* angeschlagen, die wie ein schwingender Akkord von allem Feinsten, Unsagbarsten, Ungreifbarsten sind. Es ist die Geschichte von der Liebe eines kleinen Mädchens zu einem Studenten, der einmal ein paar gütige Worte für sie fand, von der spätern Geistesverwirrung des jungen Mannes, seinem Herumziehen als Hausierer, ihrer Errettung aus dem Grab, in das sie als Scheintote gelegt ist, durch ihn und seine endliche Errettung aus dem Wahnsinn durch sie. In diesem hauchzarten Gewebe einer dichtenden Phantasie löst sich die kraftvolle Herbheit, mit der der schwedische Bauer geschildert ist, in süßester Harmonie; und die Kühnheit der Erfindung, die Großartigkeit der Bilder überwältigt und macht das Außerordentlichste glaubhaft. Mit legendenartiger Gedrungenheit ist die Geschichte von *Herrn Arnes Schatz* erzählt. Da ist das Grauenhafte durch die großartige Kürze überwunden und das Gespenstische durch die Poesie aufgelöst, mit der es durchtränkt. Es gibt überhaupt nichts, was uns nicht, aus Selma Lagerlöfs Händen empfangen, ein ganz verändertes Gesicht zeigte. Da ist eine Geschichte, *Unsichtbare Bande*, die mit einer Gerichtsszene anfängt, in der ein arnes Mädchen den Vater ihres Kindes auf Beiträge verklagt. Er, ein verheirateter Mann, will sich durch den Eid sowohl von der Beschuldigung wie auch von der Pflicht freimachen. Sie erschrickt darüber, daß er die Todsünde des Meineids auf sich wälzen will, hindert ihn zu schwören und zieht ihre Klage zurück. Man muß das lesen, um zu begreifen, was Selma Lagerlöf aus den Dingen macht.

Auch unter den Legenden und Erzählungen sind solche, die eine Gedrungenheit des Stils haben, wie sie nur Maupassant in seinen kleinen Geschichten erreicht. Sie haben eine Reife und Vollsichtigkeit, wie die Frucht im Herbst gereift, die des ganzen Sommers Sonne in sich trägt. *Tale Thott* zum Beispiel, eine sagenhafte Geschichte uralter Zeit, in der ein verlassener Bräutigam sich die Braut am Tage vor ihrer Hochzeit mit dem andern raubt. Der Anfang dieser Geschichte ist typisch für Selma Lagerlöf. Sie fängt an zu erzählen, wie jemand zum Verbrechen geführt wird, nur weil er den Versucher nicht im rechten Augenblick von sich entfernt hat. In dem Mann selbst lag gar keine Gefahr,

aber er hatte einen Hund . . . Da sind die Geschichten von der *Grabschrift*, *Die Rache bleibt nicht aus* und *Eine Geschichte aus Halstanäs*, alle von der selben Art. Weniger gelungen scheinen mir die Legenden. Da ist nur eine, *Das Schatzkästlein der Kaiserin*, die mir vom Rang ihrer anderen Arbeiten erscheinen will. Sie gibt die Predigt eines Paters vor der streikenden Arbeiterschaft eines Fabrikdistrikts wieder.

Aber wie ihre *Christuslegenden*, so scheinen mir auch die *Wunder des Antichrist* nicht ganz echte Kinder dieser eminenten Begabung. Diese Geschichte beschäftigt sich mit sizilianischem Aberglauben, Geldgier, modernen Industriebestrebungen und englischer Hilfsbereitschaft. Es geht darin wie in fast allen Geschichten zu, das Geschehen hat eine große Schleife zu umschreiben, bevor es da ankommt, wo Selma Lagerlöf es will. Wild und ungezügelt toben die Lebenskräfte sich darin aus, wie in *Gösta Berling*, doch nicht so überzeugend. Die Dichterin sollte den schwedischen Boden nicht verlassen. Die *Königinnen von Kungahälla* stehen wieder fest auf nordischem Boden. Diese an einander gereihten Legenden erzählen von der Gründung der sagenhaften Krönungstadt und von mancherlei Schicksalen dorthin vermählter Prinzessinnen, sie sind wunderbar echt im Ton, geben das Gefühl ihrer Zeit, die Landschaft, und bei aller chronikhaften Aufzählung der Dinge können wir nicht vergessen, wer die Chronik schreibt. Der letztveröffentlichte Roman *Liljecronas Heimat* ist vielleicht nicht ganz auf der Höhe des ersten, aber es sind auch darin Dinge von ganz köstlichem Humor, wie der betrunkene Ziegenbock, oder die Fahrt der Kleinen zum Weihnachtessen zum Onkel trotz Sturm und Wetter.

Auf einer ganz andern Linie steht das im Wettbewerb gekrönte Lesebuch für die schwedischen Schulen *Wunderbare Reise des kleinen Nils Holgersson mit den Wildgänsen*. In märchenhafter Einkleidung (der Junge wird durch einen Zauber in ein Wichtelmännchen verwandelt und reist als solches mit den ziehenden Wildgänsen) gibt es eine Art Anschauungsunterricht über Schweden. Geographie, Naturgeschichte, Naturkunde, Geschichte, Sage und Dichtung sind hier zu der spannendsten Geschichte vereinigt, die Kinder wohl je zu lesen bekamen. Es ist ein fast gefährliches Ineinanderweben von nüchternen Kenntnissen und Tatsachen mit wucherndem Phantasiegespinnst. Es ist überall von allem die Rede. Der arme Nils muß im Augenblick größter Lebensgefahr von einem Bären erdrückt zu werden die Nützlichkeit des Eisens und seine große Bedeutung für den Menschen sehr ausführlich durcharbeiten; sein Leben unter den Tieren und sein allmähliches Hinübergleiten in deren Interessensphäre sind vielleicht das stärkste pädagogische Moment des Buches. Nicht eine Gelegenheit läßt sich Selma Lagerlöf entgehen, um den Kindern eine Geschichte zu erzählen; es ist geradezu fabelhaft, wie reich, wie unterhaltend, wie mannigfach anregend sie diesen Anschauungsunterricht zu gestalten versteht. Es sprießt und sproßt immerfort aus allen Ritzen und Fugen. Ihrer Lust am Fabulieren konnte sie hier nun einmal völlig nachgeben, und wir genießen fast wissentlich mit ihr die Ungebundenheit, in der sie ihre Phantasie spielen lassen konnte. Phantasie ist vielleicht überhaupt, wollte man Selma Lagerlöf ein Beiwort geben, das einzige, das in Frage käme, wenn man nur eines nennen darf. Wir haben ja fast verlernt unsere Phantasie zu gebrauchen, und dabei wissen wir doch genau, daß es im Leben viel toller und phantastischer zugeht als ein Mensch es sich ausdenken kann. Selma Lagerlöf läßt sich durch nichts einengen, sie schreibt, wie es in ihr lebt, und daß bei dieser unausschöpf-

baren Phantasie doch noch so große, feste Form in ihren Sachen ist, das eben beweist den großen Dichter.

Wie nun dieser große Dichter über sich selbst denkt, das erfahren wir in dem Buch *Ein Stück Lebensgeschichte*. Rührend ist da besonders die Rede, die sie bei Verleihung des Nobelpreises gehalten hat. Sie schildert da ihre Fahrt nach Stockholm und eine Unterhaltung mit ihrem verstorbenen Vater, dem sie die große, große Dichterschuld beichtet, die sie den Menschen gegenüber habe. Allen ist sie verschuldet: den alten Dichtern der nordischen Sage, den heimatlosen Kavalieren, deren lustige Schwänke sie wiedererzählt, den alten Leuten in kleinen, grauen Hütten, die von Berggeistern und dergleichen wußten, den Mönchen und Nonnen, die Legenden dichteten, den darlekarlischen Bauern, die nach Jerusalem zogen; sie ist denen verschuldet, die die Sprache ausbildeten und vor und mit ihr dichteten, sie ist ihren Lesern, ihren Kritikern, den Schulkindern, die ihren Nils Holgersson verschlingen, verschuldet; auch allen, die ihr halfen und an sie glaubten, und schließlich der schwedischen Akademie, die ihr den Nobelpreis zugestand: Alles ist erwähnt, was einem Dichter beim Werden hilft. Aber was er selbst ist?

Es ist anfangs gesagt, daß Selma Lagerlöf beim Erzählen sich selbst als vorstellende Kraft ganz auslöscht und so tut, als sähe sie zusammen mit ihrem Leser dem Geschehen zu, das sie vor uns entrollt, gespannt selbst, ob sich ein Gesetz entwickeln werde, bis scheinbar völlig überwältigend für sie selbst die Ordnung sich offenbart, nach der die Geschichten sich begeben. Natürlich ist der Vorgang der, daß, je länger sie mit ihren eigenen Augen auf die Ereignisse schaut, um so tiefer sie ihr eigenes Gesetz in die Dinge hineinsieht. Sie sucht das Leben und glaubt seine Gesetze zu finden: Doch was sie gefunden hat, sind ihre eigenen Gesetze. Nur daß diese mit denen des Lebens ganz innig eins sind. Das unterscheidet sie von anderen, und das macht ihre Größe. In ihr, der kleinen Melodie, hat das ganze, weite, brausende Leben Raum.

XX

RUNDSCHAU

ÖFFENTLICHES LEBEN

Wirtschaft / Rudolf Wissell

Geldmarkt Nachdem die Bank von England am 9. Mai ihren Diskontsatz von $3\frac{1}{2}$ auf 3 % ermäßigt hatte und ihr die Bank von Frankreich am 19. Mai mit dem gleichen Schritt gefolgt war, stellte sich der Diskontsatz dieser beiden Länder um 2 % niedriger als der Deutschlands. Diese ungewöhnliche Spannung gab im Ausland natürlich den Anlaß zu allerlei Erörterungen über Deutschlands finanzielle Verhältnisse. Schon deshalb mußte die Reichsbank erwägen, ob sich nicht auch für Deutschland eine Ermäßigung ermöglichen lasse. Sie ist mit Rücksicht auf den überaus angespannten Geldmarkt, sicher nur widerstrebend,

Anfang Juni zu einer Herabsetzung auf $4\frac{1}{2}$ % geschritten. Die starke Anspannung des Geldmarkts zeigte sich sowohl in den ungewöhnlich hohen Sätzen des Privatdiskonts, der Ultimo- und täglichen Gelder wie in der Inanspruchnahme der Reichsbank auf Wechsel- und Lombardkonto. Die Belastung dieser Konten ist wesentlich höher gewesen als im Vorjahr; die Notenreserve dagegen blieb gegen das Vorjahr ebenso wesentlich zurück. Alle Versuche der Reichsbank namentlich der Spekulation die Kredite zu schmälern glückten nur in geringem Maß. Für diese Kreise spielen 1 oder 2 % Zinsen nicht die Rolle wie im Wirtschaftsleben. Die Herabsetzung des Diskontsatzes ließ befürchten, daß die Spekulation aus der Geldverbilligung neue Anregung schöpfen werde. Wenn aber die Bedürfnisse des wirtschaftlichen

Lebens nicht geschädigt werden sollten, mußte die Reichsbank doch zu der Ermäßigung schreiten. Das ist ihr wohl darum besonders schwer geworden, weil der Staatskommissar an der Berliner Börse sich Mitte Mai zu einem ganz ungewöhnlichen Schritt veranlaßt gesehen hatte. In einem Schreiben an den Börsenvorstand wies er darauf hin, daß in letzter Zeit der Umfang der Spekulationen zu ernstern Besorgnissen Anlaß gebe. Die Befürchtung liege nahe, daß ein Rückschlag unausbleiblich sei, und daß er dann weiten Kreisen schwere Verluste bringen werde. Banken und Bankiers würden sich voraussichtlich dem Ernst der Lage nicht verschließen und durch Warnungen und Krediteinschränkungen ihre Kundschaft zur Mäßigung anzuhalten suchen. Auch der Präsident der Reichsbank hat bei der Herabsetzung des Diskontsatzes die Mahnung ausgesprochen, daß Banken, Börsen und Verkehr sich fernerhin tunlichster Zurückhaltung befleißigen möchten, wenn sie sich nicht in ganz kurzer Zeit wieder von einer Diskonterhöhung belastet sehen wollten. Nun sind aber die Kapitalansprüche doch nur in minimalem Umfang zurückgedrängt worden. In den letzten Tagen ist es sogar wieder zu geradezu wilden Kurssteigerungen, besonders bei den Aktien der zum sogenannten *Waffenkonzern* gehörenden Fabriken gekommen. In erster Linie waren die Aktien der *Deutschen Waffen- und Munitionsfabriken* daran beteiligt. Der Kurs stieg von 500 im Mai auf 562,50 am 22. Juni. Im freien Verkehr stieg er gar auf 576, um dann am andern Tag auf 559 zu fallen. Im Januar stand er noch auf 415. Anlaß zu dieser Steigerung gaben außer den überaus günstigen Geschäftsergebnissen Gerüchte von der Einführung eines automatischen Gewehrs, das von der Fabrik konstruiert sein soll.

× Staatsanleihen ×
Hand in Hand mit dieser Inanspruchnahme des Geldmarkts geht ein Kurssturz unserer 3prozentigen Reichsanleihen, der in der Tat die Sorge der Regierung wecken kann. Durch die Erschwerung der Geldbeschaffung hat in den letzten Wochen ein solches Angebot den Markt überschwemmt, daß der Kurs bis auf 80% herunterging, ein Satz, der bisher noch nicht da war. Wo immer auf einem Gebiet des Wirtschaftslebens ein höherer Gewinn winkt, werden, selbst auf die Gefahr hin mit einer weniger gesicherten Anlage vorlieb zu nehmen, die Staats-

papiere hingegeben und Industriepapiere angeschafft. Alle Bestrebungen der amtlichen Stellen Sparkassen, Versicherungsanstalten usw. zu erhöhter Anlage der Bestände in Reichsanleihen zu veranlassen werden durch die jetzige Entwicklung des Wirtschaftslebens illusorisch gemacht. Es ist fast, als wenn ein Taumel die Leute erfaßt hätte, als wenn sie meinten, daß die günstige Konjunktur recht lange dauern würde.

× Allgemeine Lage ×
Fast aus allen Gebieten lauten die Nachrichten über den Arbeitsmarkt günstig. So wurde in der Hauptversammlung des Stahlwerksverbands am 20. Juni das Inlandgeschäft als sehr lebhaft bezeichnet. Vielfach könne dem äußerst dringenden Abruf nicht entsprochen werden. Auch vom Ausland laufen fortgesetzt Nachfragen ein. Der Bedarf an Bahnoberbau ist sowohl im Inland wie im Ausland äußerst rege; auch das Grubenschienengeschäft ist lebhaft. In Formeisen wird wahrscheinlich der Juliversand eine weitere Steigerung erfahren. Die Entwicklung des Trägerschäfts hat im Ausland weitere Fortschritte gemacht. So ist denn auf allen Absatzgebieten das Geschäft recht befriedigend. Dennoch muß man bedenken, daß der Kulminationspunkt doch einmal erreicht wird. Ja, es sind immerhin schon einige Dinge in Erscheinung getreten, die wohl zu denken geben. Im Mai hat der Direktor der *Deutschen Bank*, Dr. von Gwinner, seine Meinung über die zweifelhafte Dauer der günstigen Konjunktur ausgesprochen. Mitte Juni wurde bekannt, daß nicht nur einige Eisengroßhandlungen sondern auch einige Werke selbst Stabeisen zu billigeren Preisen angeboten haben als sie bisher verlangt wurden. In der Generalversammlung des Hasper Eisen- und Stahlwerks hat zwar der bekannte Großindustrielle Peter Klöckner die Marktlage als noch durchaus günstig bezeichnet, aber er hat doch einen gewissen Stillstand in der Kaufbewegung konstatiert.

× Kohlenmarkt ×
Der Kohlenmarkt hat sich in den letzten Monaten sehr günstig gestaltet. An der erhöhten Produktion, der gesteigerten Aus- und verringerten Einfuhr hat zwar zweifellos der Konflikt im englischen Bergbau erheblichen Anteil, indes im wesentlichen dürfte das alles wohl doch auf die so lebhafteste Geschäftstätigkeit im Inland zurückzuführen sein. Das gilt so-

wohl vom rheinisch-westfälischen als auch vom oberschlesischen Kohlenmarkt. Überall ist der Abwurf der Kohlen recht stark, so daß selbst der sommerliche Ausfall der Hausbrandkohle kaum empfunden wird. Die Kohlenförderung auf den Zechen des rheinisch-westfälischen Kohlensyndikats ist im Mai die höchste gewesen, die bisher zu verzeichnen war. Sie stellt sich mit 7 990 369 Tonnen im Februar, wo sie in Hinsicht auf den drohenden Streik schon die hohe Ziffer von 7 939 000 Tonnen erreicht hatte. Im gesamten Deutschen Reich erklimmte die Kohlenförderung im Mai 1912 mit 14 734 098 Tonnen eine bisher nicht erlangte Höhe. Im Vergleich mit dem Vorjahr stellt sich die Produktion in den verflochtenen Monaten dieses Jahres wie folgt: Steinkohlen 70 817 532 (1911 dagegen 66 334 976), Braunkohlen 33 212 644 (30 002 235), Koks 11 439 556 (10 558 503), Preßkohlen 9 683 358 (8 722 322) Tonnen. Die Einfuhr von Steinkohlen ging unter der Einwirkung des englischen Streiks von 4 142 621 Tonnen im Jahr 1911 auf 2 997 757 Tonnen zurück, die Ausfuhr stieg von 10 712 366 Tonnen auf 13 022 847 Tonnen. Bei diesen Ziffern ist es verständlich, wenn fast ununterbrochen von den Montanhörsen berichtet wird, der Kohlenmarkt sei unverändert fest. Am 20. Juni brachte die *Frankfurter Zeitung* einen überaus interessanten Bericht über die Konkurrenzfähigkeit des oberschlesischen Kohlenmarkts. Es heißt da: »Im Fern- und Ausnahmegebiet findet die oberschlesische Kohle immer noch relativ befriedigenden Absatz; die Konkurrenz der englischen Kohlen macht sich bis jetzt nicht in dem Maß fühlbar wie anfänglich in Oberschlesien befürchtet wurde. Die Förderleistungen der englischen Steinkohlengruben haben kaum die frühere Höhe vor dem Streik erreicht, und an eine Forcierung der Förderung ist jetzt noch gar nicht zu denken. Im Jahr 1908 betrug die Arbeitsleistung eines englischen Kohlenbergmanns durchschnittlich pro Jahr 250 Tonnen, in 1911 dagegen nur 228 Tonnen. Im laufenden Jahr dürfte die Durchschnittsleistung im englischen Kohlenbergbau noch geringer werden. Im oberschlesischen Kohlenbergbau belief sich die Durchschnittsleistung im Jahr 1911 pro Kopf und Jahr auf 310,9 Tonnen. Diese Minderleistung auf den englischen Steinkohlengruben in Verbindung mit den hohen Abgaben der englischen Bergwerke für soziale Zwecke und mit den bewilligten höheren Löhnen

kommen in einer Steigerung der Selbstkosten und dadurch der Verkaufspreise zum Ausdruck und machen es den Engländern schwer nach auswärts zu konkurrieren.«

× **Warenhäuser** Immer mehr und mehr sind die Warenhäuser unserer heutigen Großstädte zur

Vermittlung des Massenkonsums notwendig geworden. Sie nehmen dort, wo ein Massenbedarf vorhanden ist, einen solchen Umfang an, wie er noch vor wenigen Jahren für unmöglich gehalten wurde. Wenn auch anscheinend die Zeit für das Emporkommen neuer Warenhäuser vorbei ist, so ist doch das Wachstum der bestehenden Warenhäuser in den letzten Jahren ganz besonders lebhaft gewesen. Das zeigen die Berliner Warenhäuser zur Evidenz. Das bekannte Warenhaus A. Wertheim hat ein großes, prunkvolles Gebäude in der Nähe des Alexanderplatzes mit der Front nach der Neuen Friedrich- und der Königstraße errichtet, und es hat sein Geschäft in dem Messelschen Prachtbau in der Leipziger Straße durch einen großen Anschlußbau so wesentlich vergrößert, daß es die ganze Front der Leipziger Straße vom Leipziger Platz bis zur Wilhelmstraße einnimmt. Nun wird jetzt bekannt, daß die Firma A. Wertheim dem *Hotel Bellevue* am Potsdamer Platz ein Kaufangebot von 6½ Millionen Mark gemacht habe.

Auch das Warenhaus Hermann Tietz hat sein Gebäude am Alexanderplatz durch Anschlußbauten derartig vergrößert, daß es jetzt auf allen Seiten von Straßen umfaßt wird. Sein Geschäft in der Leipziger Straße wird jetzt ebenfalls durch Ankauf der Häuser am Dönhofsplatz, die auch einem Neubau weichen müssen, wesentlich erweitert.

× **Kurze Chronik** Die deutsche Geldbewegung ist im laufenden Jahr sehr günstig gewesen. Einer

Einfuhr von 28 750 Kilo steht nur eine Ausfuhr von 19 242 Kilo entgegen, so daß sich also der Einfuhrüberschuß in den ersten 5 Monaten dieses Jahres auf 9508 Kilo stellt. × Nach wie vor lauten die Berichte über den *S a a t e n s t a n d* überaus günstig. × Die Verkehrseinnahmen der deutschen Eisenbahnen sind im laufenden Jahr sowohl absolut wie relativ (pro Kilometer) recht erheblich gestiegen. Der Gesamtmehrtrag aus dem Personen- wie auch aus dem Güterverkehr beläuft sich für die ersten 5 Monate

auf zirka 93 Millionen Mark. X Die internationale Schienenkonvention in Brüssel ist um 3 Jahre verlängert worden. X An der Berliner Börse wird nun der Kupferterminhandel offiziell zugelassen sein. Nachdem schon seit Juni 1911 derartige Handelsgeschäfte unter der Hand gemacht wurden, hat der Reichskanzler auf einen Antrag des Vorstands der Produktenbörse erklären lassen, daß er zu weiteren Erhebungen keinen Anlaß habe. Damit ist dieser Handel im Prinzip genehmigt. X Die *Deutsch-Luxemburgische Bergwerks- und Hüttenaktiengesellschaft* erhöht ihr Kapital von 100 auf 130 Millionen Mark. Da die neuen Aktien zum Kurs von 150 % begeben werden, fließt der Gesellschaft ein neues Kapital von 45 Millionen Mark zu. Die Entwicklung dieses neuen Marktes ging sehr schnell vorwärts. 1905 betrug das Kapital nur 20 Millionen Mark, 1909 dagegen 50 Millionen, 1910 im März 66 1/2 Millionen, im September 100 Millionen. X Die Anlehnung der *Bergmann-Elektrizitätswerke* an den Siemens-Schuckert-Konzern und die dadurch bewirkte Ausschaltung eines erheblichen Konkurrenten in der Elektrizitätsindustrie macht sich in einer sofortigen wesentlichen Preiserhöhung geltend, die den Abnehmern mitgeteilt ist. X Außer den erhöhten Kupfer- und Zinnpreisen ist nun auch eine wesentliche Preiserhöhung in der Bleiindustrie eingetreten. X Der Bundesrat hat das Konzessionsgesuch der dem Fürstenkonzern nahestehenden *Deutschen Reederei* für eine Auswandererlinie Emden-New York abgelehnt. Dagegen haben sich sowohl die *Hamburg-Amerika-Linie* wie der *Norddeutsche Lloyd* verpflichtet mit ihren Schiffen auch Emden anzulaufen.

X
Literatur Die *deutsche Volkswirtschaft und ihre Wandlungen im letzten Vierteljahrhundert*

lautet der Titel eines Werkes von Dr. Georg Neuhaus /München-Gladbach, *Volkvereinsverlag*/, in dessen 1. Band (*Die berufliche und soziale Gliederung des deutschen Volkes*) der Verfasser es unternimmt die Ergebnisse der Berufs- und Betriebszählung von 1907 durch deren zweckentsprechende Bearbeitung möglichst weiten Kreisen der Bevölkerung zugänglich zu machen. Dabei sind auch die Ergebnisse der Zählungen von 1882 und 1895 recht weitgehend mit berücksichtigt. Im nachfolgenden 2. Band sollen die Landwirt-

schaft, die Industrie, der Handel und Verkehr geschildert werden. X In seinen *Weltwirtschaftlichen Studien* /Leipzig, Veit/ will der Bonner Professor Hermann Schumacher nicht Teile des so umfangreichen und wertvollen, vom Wirtschaftsleben der Wissenschaft dargebotenen Materials sammeln sondern das angesammelte Material in seinen großen Zusammenhängen unter Ausscheidung alles Unwesentlichen klarlegen und vom Zufälligen und Vergänglichem des Tages befreien. Ebenso wie in der wirtschaftlichen Produktion erforderten heute in Deutschland Entwicklungsstand und internationale Geltung auch in der wissenschaftlichen nicht Rohstoff zu liefern und billiges Halbfabrikat sondern hochwertige Qualitätsware, bei der der Stoff ganz hinter der Arbeit zurücktrete. Nur so lasse der Fluch schnellen Veraltens sich bannen, und nur die Forderung von Qualitätsware könne die Qualitätsarbeiter schaffen, nach denen heute das Bedürfnis so groß sei. Eine einheitliche Auffassung zieht sich durch alle Darlegungen Schumachers, mag er nun wirtschaftlich bedeutsame Wirtschaftsgebilde des Auslands, wirtschaftliche Wandlungen oder Wirtschaftszweige des Inlands behandeln. Von den Aufsätzen selber sind einige fraglos von recht weitgehendem Interesse. So gleich der erste, *Die Ursachen der Geldkrise von 1907*. Schumacher sieht diese Ursachen in konkreten Organisationsfehlern im Wirtschaftsleben der Vereinigten Staaten. Infolge der hohen Preise für die wichtigsten landwirtschaftlichen Erzeugnisse sei der Bedarf für die Erntefinanzierung besonders groß gewesen. Gleichzeitig sei auch infolge der gewaltig angewachsenen Depositionen die Verfügbarkeit über die im Land vorhandenen Barmittel für die Banken im Osten gemindert gewesen. Dazu sei dann der schwere Mangel der Elastizität des amerikanischen Zahlungswesens und ebenso auch das Fehlen des richtigen Regulators des Zahlungswesens, den wir in der Diskontpolitik haben, getreten. In dem Artikel *Die deutsche Geldverfassung und ihre Reform* vertritt Schumacher die Anschauung, daß es im Interesse der Bekämpfung der im Ausland verbreiteten und oft geflissentlich genährten falschen Urteile über die Reichsbank liegen würde die Notensteuer abzuschaffen. Von den Aufsätzen sei weiter noch jener hervorgehoben, der die finanzielle Behandlung der Binnenwasserstraßen behandelt. Ist diese Frage auch zunächst durch das Schiffahrtsabgabengesetz vom 24. De-

zember 1911 erledigt, so lohnt es trotzdem die Argumente Schumachers für die Erhebung solcher Abgaben zu lesen. Er meint, daß genau so wie es politische Gründe, verstärkt durch solche wirtschaftlicher Art, gewesen seien, die die Flußschiffahrtsabgaben beseitigt hätten, es heute eben wieder die selben Gründe seien, die nunmehr wieder die Erhebung von Abgaben erheischen. Schumacher hält es für eine der wichtigsten Aufgaben unseres heutigen Wirtschaftslebens die Transportkosten so billig wie möglich zu gestalten. Das sei notwendig im Interesse der Gesamtheit, aber nur möglich, wenn auch einheitlich die Abgabenerhebung auf den Wasserstraßen, künstlichen und natürlichen, geregelt sei. Aus dem Güterverkehr der Eisenbahnen werde heute eine Einnahme erzielt, die, wenn nur die Selbstkosten gedeckt werden sollten, pro Tonnenkilometer eine Ermäßigung um zirka $1\frac{1}{2}$ Pfennig ermöglichen. Wenn man nun den Jahreszuschuß für die Wasserstraßen auf den Tonnenkilometer verteile, so ergebe sich eine Erhöhung der Frachtsätze um zirka 0,04 Pfennig. Innerhalb weniger Jahre schwanke aber allein die Kahnmiete um mehr als das 10fache dieses Satzes. Eine die Selbstkosten deckende Abgabe einheitlich auf einem zusammenhängenden Stromnetz ermögliche es die hohen Abgaben auf einzelnen Kanälen wesentlich zu vermindern und schaffe damit eine Gesamtverbilligung der Fracht. Wirtschaftlich lasse sich auch auf die Dauer nicht die bisherige Unterscheidung von regulierten und kanalisierten Flüssen rechtfertigen. Daß die hochentwickelte Elbschiffahrt nicht durch Abgaben belegt werden könne, die schwache Weserschiffahrt, die wahrscheinlich nur durch Kanalisierung der Weser zu entwickeln sei, dagegen durch diese Kanalisierung mit erheblichen Abgaben rechnen müsse, sei wirtschaftlich nicht zu rechtfertigen. Um die Entwicklung der Wasserstraßen zu fördern, ihren Ausbau zu ermöglichen, sei die Abgabenerhebung zur Deckung der Ausgaben für die Verbesserung der Wasserstraßen nötig. Das erscheine auch gerade im Interesse der Bekämpfung partikularistischer Bestrebungen geboten. Solange die Aufwendungen für die Wasserstraßen nicht von den Interessenten selbst durch Abgaben aufgebracht würden, seien es die Uferstaaten, die diese Kosten aufzubringen hätten. Und wie früher ein Uferstaat die Schiffahrt an seinem Ufer festzuhalten gesucht habe, dadurch, daß er die Weiterfahrt

mit hohen Abgaben belegte, so suche er heute das selbe dadurch zu erreichen, daß er die Mittel für den weitem Ausbau einer Wasserstraße nicht bewillige, so daß zwar nicht mehr zu hohe Abgaben, doch zu niedriges Fahrwasser die Weiterfahrt verbietet. Nur andeutungsweise kann hier der reiche Inhalt der Schumacherschen Ausführungen dargelegt werden. Das Buch verdient es gelesen zu werden.

WISSENSCHAFT

Philosophie / Kurt Grelling

Wahrscheinlichkeit Die Wahrscheinlichkeitsrechnung ist eine der bestausgebildeten mathematischen

Theorien. In ihren Anwendungen auf die verschiedensten Gebiete des Lebens und der Wissenschaft hat sie sich als äußerst fruchtbar erwiesen. Und dennoch herrscht über ihre Grundlagen seit ihrer Erfindung ein bis heute ungeschlichteter Streit. Philosophen und Mathematiker streiten über die wahre Bedeutung der Wahrscheinlichkeitsaussagen. Und zwar ringen von jeher zwei Auffassungen um die Anerkennung, die sich gegenseitig auszuschließen scheinen, und von denen jede doch gewichtige und unwiderlegbare Gründe für sich ins Feld zu führen vermag. Was bedeutet es, wenn man sagt, es sei gleich wahrscheinlich mit einem Würfel 1 oder 2 zu werfen? Die einen sagen mit Laplace: Wir haben keinen Grund anzunehmen, daß das eine eher eintreten werde als das andere; das sind die Vertreter der subjektiven Auffassung. Die anderen sagen: Wir müssen aus unserer Kenntnis der in Betracht kommenden Umstände einen positiven Grund für die Gleichberechtigung der beiden Fälle haben; das sind die Vertreter der objektiven Auffassung. Immer wieder macht man die Beobachtung, daß die Vertreter der einen Auffassung äußerst scharfsinnig sind, solange sie sich mit der Widerlegung des Gegners befassen, daß sie aber bei der Darstellung ihrer eigenen Ansicht sich allen Einwänden wieder aussetzen, die von jeher die Vertreter der andern Ansicht erhoben haben. In den letzten Jahrzehnten sind es vor allem 2 Arbeiten über diesen Gegenstand, die im Mittelpunkt der Diskussion stehen: die *Prinzipien der Wahrscheinlichkeitsrechnung* von J. von Kries und die *Abhandlung K. Stumpfs über den Begriff der mathematischen Wahrscheinlichkeit*. Kries ist ein Vertreter der objektiven Ansicht und hat das Verdienst diese Ansicht durch

die Theorie der Spielräume, deren relative Größe das Maß der Wahrscheinlichkeit ist, um einen erheblichen Schritt vorwärts gebracht zu haben. Stumpf hat demgegenüber mit wenig Glück die subjektive Ansicht verfochten. Aber gewisse Argumente für den subjektiven Standpunkt hat auch Kries nicht zu widerlegen vermocht, vor allem den, daß bei vollständiger Kenntnis der für ein Ereignis in Betracht kommenden Umstände von Wahrscheinlichkeit überhaupt nicht mehr die Rede sein kann. Ich habe vor zwei Jahren dieses Problem selbst in einer Arbeit behandelt (*Die philosophischen Grundlagen der Wahrscheinlichkeitsrechnung in den Abhandlungen der Frießschen Schule*, 3. Band /Göttingen 1910/, pag. 439 ff.), und ich glaube es dabei seiner Lösung näher gebracht zu haben. Mir kam es dabei vor allem darauf an zu untersuchen, worauf sich eigentlich die Wahrscheinlichkeitsaussagen beziehen. Ich glaube plausibel gemacht zu haben, daß der Gegenstand der Wahrscheinlichkeitsaussage nicht ein einzelnes an einem bestimmten Ort zu einer bestimmten Zeit stattfindendes Ereignis ist sondern ein solches, das nur durch seine Zugehörigkeit zu einer gewissen Klasse von Ereignissen bestimmt ist. Ist zum Beispiel nach der Wahrscheinlichkeit gefragt mit einem Würfel 6 zu werfen, so kann man dabei zwar einen bestimmten Wurf mit einem bestimmten Würfel im Auge haben, objektive Gültigkeit kann die Antwort aber nur für den Wurf mit einem Würfel im Allgemeinen beanspruchen, unter allen einzelnen Würfen, die unter diesen Begriff fallen, gibt es nämlich sowohl solche, die 6 ergeben, als auch andere. Dabei spielt also unsere Unwissenheit nur insofern eine Rolle, als es von ihr abhängt, unter welche Klasse von Ereignissen wir dasjenige subsumieren, das uns gerade interessiert. Je geringer diese Unwissenheit ist, um so enger wird offenbar die Klasse sein, und um so wertvoller die Wahrscheinlichkeitsaussage für unseren augenblicklichen Zweck. Damit scheint mir der Widerstreit zwischen der subjektiven und der objektiven Ansicht aufgehoben zu sein. Es bleiben natürlich noch Probleme genug auf diesem Gebiet, die der Lösung harren. Einen beachtenswerten Beitrag dazu liefert O. Sterzinger in seinem Buch *Zur Logik und Naturphilosophie der Wahrscheinlichkeitslehre* /Leipzig, Xenienverlag/. Auch von ihm gilt allerdings, daß der kritische Teil seiner Ausführungen besser ist als der positive. Nicht ganz

gerechtfertigt scheint mir die Kritik, die er an Kries übt, wenn er ihm vorwirft, daß er die objektive Auffassung nicht konsequent vertritt. Wenn Kries von den Spielräumen, die als Maß der Wahrscheinlichkeit dienen sollen, verlangt, daß sie »indifferent« sind, das heißt, daß man keinen Grund haben soll innerhalb eines solchen Spielraums den einen Wert für wahrscheinlicher zu halten als den anderen, so spielt diese Forderung bei ihm doch nur die Rolle einer notwendigen Bedingung für die Brauchbarkeit der Spielräume, während es für die subjektive Ansicht charakteristisch ist, daß sie den Mangel eines Grundes anders zu urteilen, für die hinreichende Bedingung hält zwei Dinge für gleich wahrscheinlich zu erklären. Sterzinger macht ferner gegen Kries geltend, dessen Spielraumtheorie sei nach seinem eigenen Eingeständnis nicht streng bewiesen, man müsse also die aus ihr sich ergebenden Wahrscheinlichkeitsansätze erst mit der Wahrscheinlichkeit der Spielraumtheorie multiplizieren, um den wahren Wert zu erhalten. Es ist nicht einzusehen, wie man die Wahrscheinlichkeit der Spielraumtheorie ermitteln soll, ohne sie selbst oder eine andere Theorie vorauszusetzen. Man würde auf diese Weise zu einem unendlichen Produkt gelangen, dessen Konvergenz wohl schwer zu beweisen wäre, ganz abgesehen davon, daß nach Sterzingers Ansicht die Formel für die konjunktive Wahrscheinlichkeit, deren Anwendung er hier verlangt, gar nicht richtig zu sein scheint. In Wahrheit liegt hier eine Verwechslung vor zwischen der philosophischen Wahrscheinlichkeit, die der Spielraumtheorie zukommt, und der mathematischen, die sie erklären soll. Was nun Sterzinger selbst für das Wesen der mathematischen Wahrscheinlichkeit hält, geht aus seinem Buch nicht mit der genügenden Klarheit hervor, denn Aussprüche wie »Die Wahrscheinlichkeit ist das Ergebnis der Vergleichung der für das Zutreffen einer Materie sprechenden Gründe mit denen, welche dagegen sprechen«, können kaum als Erklärung angesehen werden. Auf die mathematische Wahrscheinlichkeit paßt diese Erklärung jedenfalls nicht, denn sie erklärt nicht den typischen Fall ihrer Anwendung: die mathematische Wahrscheinlichkeit der Zufallsspiele. Von Gründen, die gegen eine Materie sprechen, ist hier niemals die Rede; denn man kann doch nicht gut sagen, daß zum Beispiel das Vorhandensein von schwarzen Kugeln in einer Urne

gegen das Ziehen einer weißen aus ihr spricht. Überhaupt findet ein Abwägen von Gründen, die für und gegen eine Sache sprechen, wie mir scheint, nur bei praktischen Überlegungen über das, was geschehen soll, statt; wenn es sich aber um die Frage handelt, ob etwas geschehen wird, so genügt doch wohl ein einziger Grund dagegen, um die Frage zu verneinen. Aus den Anwendungen, die Sterzinger macht, geht aber hervor, daß er ein Abwägen der Gründe, die für eine Materie sprechen, gegen die meint, die für eine andere spreche. Der Widerstreit der subjektiven und der objektiven Auffassung ist dadurch schwerlich beseitigt. Von dem sogenannten *Gesetz der großen Zahlen* vertritt der Autor die Auffassung, daß es, soweit es richtig ist, als eine Art Naturgesetz für gewisse Erscheinungen gilt. In Wahrheit bedarf es einer solchen Annahme nicht; vielmehr erfordern gerade Abweichungen von dem Gesetz der großen Zahlen ein besonderes Gesetz zu ihrer Erklärung. Sterzinger hat selbst gewisse Massenerscheinungen ihrem zeitlichen Verlauf nach im einzelnen verfolgt und teilt die Ergebnisse dieser Untersuchung mit. Er will dabei Abweichungen von dem erwähnten Gesetz gefunden haben, die er durch die Superposition von Rhythmen erklären will, die die Elementarvorgänge jener Erscheinungen beherrschen. Das von ihm beigebrachte Material reicht aber zur Begründung dieser Hypothese nicht hin.

✕ **Kant** gehört zu denjenigen historischen Persönlichkeiten, bei denen das Interesse an ihrem Werk dasjenige an der Person und ihren Schicksalen bei weitem überwiegt. Der Grund liegt offenbar in dem unpersonlichen Charakter dieses Werkes. Man kann die Kantische Philosophie begreifen und beurteilen, ohne irgend etwas von Kant selbst zu wissen. Damit soll natürlich nicht geleugnet werden, daß der Psychologe in dem Werk des Philosophen mannigfache Züge seines Wesens wiederzufinden vermag, aber das Werk selbst bedarf dieser Erläuterung nicht. Dennoch bietet die Persönlichkeit Kants des Interessanten genug, was jeder erfährt, der durch die Lektüre etwa des Briefwechsels Einblick in dieses Leben gewinnt. Es ist deshalb sehr zu begrüßen, daß der Verlag Felix Meiner in Leipzig als 126. Band seiner *Philosophischen Bibliothek* eine Darstellung von *Immanuel Kants Leben* aus der berufenen Feder Karl Vorländers herausgibt.

Es ist dies seit 70 Jahren die erste selbständige, das heißt von der Darstellung der Lehre abgesonderte Darstellung von Kants Leben und berücksichtigt naturgemäß ein bereichertes Material gegenüber der vor 70 Jahren erschienenen Biographie von Schubert. Über die historische Genauigkeit des Vorländerschen Buches kann ich nicht urteilen. An wichtigen Stellen läßt der Verfasser seine Gewährsmänner selbst sprechen. Ich möchte jedoch nicht unterlassen hervorzuheben, daß Vorländers Buch, ohne gegen einzelne Schwächen seines Helden blind zu sein, von einer Liebe zu seinem Gegenstand erfüllt ist, die sich auch dem Leser mitteilt.

Kant steht in dem Ruf ein schlechter Stillist zu sein, und er verdankt diesen Ruf hauptsächlich dem Umstand, daß die meisten, um ihn kennen zu lernen, mit der Lektüre der *Kritik der reinen Vernunft* beginnen. Auch über den Stil dieses Werkes ließe sich allerhand sagen, was das allgemeine Urteil als voreilig erscheinen läßt. Indes, wer nicht den Gelehrten sondern den Schriftsteller Kant kennen lernen will, der muß zu seinen kleinen Schriften greifen, zum Beispiel zu der *Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?* Auch hier ist der Einfluß der Gewohnheit in lateinischer Sprache zu schreiben nicht zu verkennen; dennoch ist hier sein Ausdruck von kaum zu übertreffender Klarheit, und der feine Humor, verbunden mit ernstem Pathos, und zuweilen unterbrochen von einem erfrischend rücksichtslosen Spott, stellen den Autor dieser Schriften in die erste Reihe der deutschen Prosaiker. Unter dem Titel *Kants populäre Schriften* hat Paul Menzer eine Auswahl dieser kleineren Schriften herausgegeben (Berlin, G. Reimer) und sich damit um die Popularisierung Kants ein entschiedenes Verdienst erworben.

✕ **Kurze Chronik** Die *Kantgesellschaft* hat in Halle ihre Generalversammlung abgehalten. Natortop hielt einen Vortrag über *Kant und die Marburger Schule*. ✕ Die Witwe Eduard von Hartmanns stiftete der genannten Gesellschaft einen Preis von 2500 Mark für die beste Darstellung der Kategorieenlehre Hartmanns und ihrer Bedeutung für die Philosophie der Gegenwart. Preisrichter sind Windelband, Bauch und Jonas Cohn. ✕ In Wannsee bei Berlin starb am 11. Mai an den Folgen eines Schlaganfalls im Alter von 43 Jahren der Privatdozent der

Philosophie an der Universität Leipzig Professor Raoul Richter. Richter machte sich zuerst einen Namen durch ein Buch über Nietzsche, das zu dem Besten auf diesem Gebiet gehört. Von seinen späteren Arbeiten ist besonders die zündende Geschichte des Skeptizismus hervorzuheben. X Am 28. Juni wurde von der europäischen Kulturwelt der 200. Jahrestag der Geburt J. J. Rousseaus gefeiert.

X Literatur

Von den größeren Darstellungen der Geschichte der neuern Philosophie erfreut sich diejenige Wilhelm Windelbands ohne Zweifel der größten Beliebtheit. Sie liegt nunmehr in der 5. Auflage vor (*Die Geschichte der neuern Philosophie in ihrem Zusammenhang mit der allgemeinen Kultur und den besondern Wissenschaften* / Leipzig, Breitkopf & Härtel/). Über dieses 33 Jahre alte Werk ist Neues nicht mehr zu sagen. Auch das Bedauern darüber, daß der bereits im Jahr 1899 angekündigte 3. Band, der die Zeit nach Hegel behandeln soll, noch immer nicht erschienen ist, ist nicht mehr neu. Hoffentlich geht das auch im Vorwort dieser Auflage erneuerte Versprechen nunmehr seiner Erfüllung entgegen.

KUNST

Bühnenkunst / Hans Winand

Wedekind Es gehört zu den Wunderlichkeiten der Wedekindschen Muse, daß sie sich in ihren Hauptgestalten bei der Verkörperung auf der Bühne gegen jede technische Glätte auflehnt. Frank Wedekind ist sicherlich nur eine gute schauspielerische Mittelmäßigkeit. Ich sah ihn vor Jahren im *Deutschen Theater* Molières Tartuff spielen. Die Erinnerung an jenen Abend ist mir noch heute ein unwillkommener Gast. Er gab noch weniger als eine erstarrte Marionette; plump, klanglos und bitterlich arm an Inhalten lösten sich die Worte von seinen Lippen, sie bröckelten von einer stumpfen Zunge und verloren sich zusammenhanglos im Raum. Seltsam enttäuscht und doch erschüttert ging ich an jenem Abend nach Hause. Hätte der Zettel nicht verraten, daß jener Sünder an Molière Frank Wedekind hieß, so wäre mir nur das Bild einer großartigen, einer monumentalen Unbegabung geblieben. Aber vorher war Wedekind als Hetmann und auch als Marquis von Keith über die Bretter geschritten. Als

Mime spottet dieses Phänomen jeder alltagsgewohnten Analyse. Es ist kein Zweifel, daß kein Berufsschauspieler den buckligen Helden von *Hidalla* oder den rothaarigen Marquis mit einer ähnlichen Suggestionsgewalt zur Körperlichkeit zu erwecken vermag.

Die Vorstellung, daß ein Dichter seine eigenen Geschöpfe lebendiger oder wahrer darstellen kann als der Berufsschauspieler, der erst seine eigene Haut abstreifen muß, ehe er in eine andere schlüpfen kann, ist auf den ersten Blick so einleuchtend wie nur irgend eine andere Ungereimtheit. Es vergißt sich leicht, daß Dichter und Schauspieler im letzten Grunde Antipoden sind. Ihre Wirkungsmittel sind so wesensverschieden, daß eine absolute Parallelität der erzielten Wirkungen kaum denkbar ist und sicherlich zu dem Seltensten gehört, was uns Erlebnis werden kann. Die reichsten und feinsten Geister beichten nicht zufällig immer wieder, wie ihnen keine Theateraufführung jene Tiefe, Breite und Größe des Erlebnisses vermittelt, die ihnen stille Lektüre des Buches schenkt. Die Phrase von dem Drama, das sich erst in der Darstellung auf der Bühne wahrhaft vollende, ist das Kind eines frommen, unerfüllbaren und nicht zu Ende gedachten Kinderwunsches. Dichter und Darsteller mögen dem gleichen Ziel zusteuern; die Verschiedenheit der Wege bringt immer eine Verschiedenheit der Reiseerlebnisse, wie etwa eine Fahrt im Eisenbahnkuppee und eine Fahrt mit der Flugmaschine andere Eindrücke mit sich bringen. Die Worte des Buches erwecken durch Klang und Bedeutung Assoziationen, die sinnliche Wirklichkeit vertauschen. Vor der Bühne fällt diese Arbeit der Phantasie fort. Der Spielraum der Phantasie wird durch Miene, Erscheinung, Ton und Gebärde, kurz durch die nicht mehr variierbare Körperlichkeit des Darstellers eingeeengt. Diese Umgrenzung schreibt dem Miterleben Bahnen vor, deren Richtung nicht mehr der Dichter und sein Einfluß auf eine Vorstellungswelt allein bestimmen, sondern in erster Linie der Schauspieler und eine leibliche Wirklichkeit, die in ihrer schnellen Folge jedes Abirren der Gefühlslinie von diesen aufgezwungenen Bahnen verringert und hemmt. Für die Tiefe und den Nachhall des Kunsterlebnisses aber ist nicht allein entscheidend, wie intensiv der Pendelschlag des Gefühls erfolgt, sondern auch, wie weit die Bahnen des Pendels ausschlagen. Die Intensität ist nur eine Frage der Nerven-

konstruktion, sie kann ebenso in der Stierkampfarena wie im Kino empfangen werden. Das andere aber läßt die Vielfalt im Einzelfall ahnen, die Symbolik jedes Kunstgeschehnisses, die Welt im Individuum und den Makrokosmos im Mikrokosmos. Im Kunstgenuß ist die Freiheit des Genießenden nicht weniger bedeutungsvoll als die Macht des Schaffenden.

Diese Abwege ins Reich der Theorie lassen ahnen, warum die wirkliche mimische Begabung von der Dichtkunst unabhängig ist. Und sie erklären, warum ein schauspielerisches Genie mit der Verkörperung der poetisch hoffnungslosesten Rolle oft Wirkungen auslösen kann, die von seiner Darstellung des Hamlet oder des Faust nicht ausgehen. Es gibt Leute, die von Joseph Kainz als Schneider Zwirn ein reineres und tieferes Erlebnis mit heimnahmen als von seinem Tasso, und die davon überzeugt sind, daß Bassermanns Narziß sie vielleicht tiefer erschüttern könnte als sein König Philipp. Bei dem Verhältnis zu einzelnen Rollen und Dichtern spielt die Verwandlungsfähigkeit, die Beherrschung des eigenen Körpers, der Reichtum der Stimme und die Variabilität der Gebärdensprache eine höchst untergeordnete Rolle. Hier entscheiden nicht die Mittel und ihre Beherrschung, sondern jene in Worten nicht faßbare Verwandtschaft im Rhythmus des Empfindens, die auch mit dem Ausdruck *Kongenialität* nur oberflächlich angedeutet und nicht klar umrissen ist. Aber man versteht bald, daß mit der größeren Stärke dichterischer Subjektivität der Kreis derer, die einen Dichter nachspielen können, kleiner wird. Je größer im Werk der persönliche Bekennerdrang des Schöpfers ist, um so kleiner ist die Schaar der Schauspieler, die eine dem Lebensrhythmus des Dichters wenigstens verwandte Darstellung geben können. Jeder nicht geradezu unbegabte Schauspieler, der seine Mittel beherrscht, wird Schiller leidlich spielen können, Sudermann sogar gut; Strindberg und Hauptmann verengern schon die Kreise guter Darstellbarkeit. Bei Frank Wedekind aber steigert sich das bis zu der Tatsache, daß nur er selbst seine am tiefsten erlebten, dichterisch gewichtigsten Gestalten verkörpern kann. Jedoch nur diese: Schon der Dr. Schoen im *Erdegeist* wurde seinerzeit von Steinrück in einer Form verkörpert, die stärker mitriß als Wedekinds Darstellung, und den Verleger Sterner aus *Oaha* wird jeder mittlere Schauspieler ebenso

lebensecht wiedergeben wie Wedekind. Aber die Helden von *Hidalla* und des *Marquis von Keith* können im heutigen Deutschland nur von einem Menschen menschenhaft wahr dargestellt werden: von Wedekind. Gerade in diesen Gestalten zeigt sich, wie unwesentlich in der Schauspielkunst die Kraft der Technik, die Bühnengewandtheit des Schauspielers und die Anpassungsfähigkeit des reproduktiven Talents sind. Wedekinds Darstellungen dieser Rollen sind ein unerhörter Triumph der Persönlichkeit über die äußeren Mittel der Schauspielkunst. Denn Wedekind gestaltet überhaupt nicht mit spezifisch schauspielerischen Mitteln, er *gestaltet* überhaupt nicht: er spielt nur sich selbst, Frank Wedekind, den Menschen mit all seinen sprachlichen Unvollkommenheiten und körperlichen Schwerefähigkeiten. Er gibt nicht ein Abbild der Natur sondern Natur selbst. Er gibt die verschiedenen Gestalten in verschiedenen Masken, die alle sehr geschickt umgehängt sind: und doch nicht geschickt genug, um in all diesen Gestalten die Identität eines einzigen Menschen auch nur oberflächlich zu verhüllen. Er spielt seinen Hetmann wie den Gesangslehrer der *Musik*, und er spielt diesen Privatprofessor wie den Marquis von Keith. Nur wo die Wirklichkeit ihm ein fertiges Vorbild liefert, als Verleger Sterner, gelingt es ihm aus seiner Haut zu schlüpfen: aber nur, um in eine von der Natur ihm fix und fertig vorgehaltene andere hineinzukriechen. Es bleibt charakteristisch, daß in seinem Spiel stets die äußeren schauspielerischen Höhepunkte (die einem guten Mimen Gelegenheit zum Abbrennen eines ganzen bengalischen Feuerwerks von Gebärden, Lauten und Seelenmalereien geben würden) am schwächsten wirken. Wenn beispielsweise der Marquis von Keith vor dem Schluß des Werkes zusammenbricht und schluchzend am Tisch niedersinkt, überkommt den Zuschauer vor Wedekinds Darstellung unabweisbar das Gefühl: nun treibt der Theaterdämon die Wirklichkeit von den Brettern. Das währt nur wenige kurze Minuten, die gegenüber den positiven Werten des Abends wirklich belanglos bleiben. Aber sie enthüllen uns mit einem Schlag die engen Grenzen des Mimen Wedekind. Man hat dabei weniger das Gefühl, daß in diesem Bruchstück einer Szene *schlecht geschau spielt* wird, sondern man glaubt zu spüren: hier also löst sich die Gestalt des Keith vom Menschen Wedekind, Frank Wedekind würde in dieser Situa-

tion ganz anders reagieren. Es ist dabei natürlich völlig belanglos, ob dieses Gefühl irregelt; es kommt nur darauf an, daß die Eindrücke in solchem Augenblick mit merkwürdiger Sicherheit stets in diese Richtung drängen und unwillkürlich sofort den Menschen Wedekind mit der Rolle kontrastieren. Diese Punkte, an denen der Mensch Wedekind und seine Gestalten sich von einander scheiden, künden sich sehr bezeichnend stets durch ein und das selbe Symptom an: durch eine plötzliche, ungeschickte Häufung äußerer mimischer Handgriffe. Den ganzen Abend stand dieser Mann auf der Bühne und schenkte, unter geradezu erhabenem Verzicht auf alle schauspielerischen Mittel, überzeugende, ergreifende Wahrheit, weil er statt eines mimischen Kunstgebildes sich selbst mit Haut und Haaren gab und preisgab. Plötzlich verleugnet er sein Wesen, tastet mit bebenden Händen zum Handwerkzeug des Mimen, will alle Hilfen mit einem Griff erhaschen und bricht dabei unter der Lawine von schauspielerischem Tand zusammen, da er doch keines dieser Werkzeuge beherrscht. In solchen kargen Augenblicken hat man das Gefühl einen verzweifelden Menschen ertrinken zu sehen; man glaubt seine Hilferufe zu hören, sieht lange Arme gespenstisch die Wasser peitschen, bis sich die Wogen wieder glätten, Wedekind sein entlaufenes Ich in der Rolle wiederfindet und nun sicher ausgreift. Von diesen Krisen geht trotz alledem eine starke Wirkung aus, die aber in ihrem Grunde ganz unkünstlerischer Natur ist. Sie wird, merkwürdig genug, nicht durch schauspielerische Überzeugungskraft ausgelöst sondern gerade durch das Gegenteil: durch das völlige Aussetzen jeder mimischen Illusion. Der Keith ist jählings dem Blick entschwunden, und vor uns leidet ein großangelegter, schwacher Mensch, den die Überfülle seines Fühlens zu sprengen droht, und dem in diesem Augenblick kein Gott zu sagen gab, was er leidet.

So mischte sich in das starke künstlerische Erlebnis ehrfürchtiges Staunen vor einer durch ihre Grenzenlosigkeit schlechtlin erhabenen Selbstpreisgabe. Das völlige Fehlen schauspielerischer Phantasie wird durch einen in unserer Zeit ganz einzigartigen Fall mimisch fruchtbar und werteschaaffend. Not wird höchste Tugend, und das Unvernögen schöpferisch. Wedekinds schauspielerische Schwäche, seine Wandlungsunfähigkeit, gibt ihm die Kraft durch eine Selbstent-

hüllung bis ins letzte die Kinder seiner Phantasie aus dem Reich der Kulissen in die Sphäre tragischer Wahrhaftigkeit zu führen. Die Eindrücke, die bleiben, werden tief und echt. Und in sie drängt sich, seltsam aufwühlend, das Bewußtsein des Gegensatzes, der Wedekind den Dichter von Wedekind dem Mimen trennt. Hart und stürmisch rennt die ihren moralischen Zielen unerbittlich und freudig alles opfernde Schamlosigkeit des Bekenners und Dichters gegen die wehrlose Scham des Menschen und Schauspielers an und reißt sie nach kurzem, verzweifelm Anprall mit sich fort. Es wird schwer sich in dieser Welt todesfeindlicher Widersprüche darüber Rechenschaft abzulegen, wo das künstlerische Erlebnis das persönlich Menschliche überwindet, und wo Wedekind der Mensch Wedekind den Künstler in den Schatten drängt. Unablässig gleiten diese Grenzen in einander, und fast nie kommt diese rastlose Flut aufgewühlter, einander vernichtender und einander erweckender Wogen zum Stehen. Aber diesem ewigen Chaos qualvoller Ergriffenheit entsteigt in einem wundersam zwiespältigen Widerschein von Ehrfurcht und Mitleiden die Gewißheit, daß kein Genie der Schauspielkunst den Narren aus *So ist das Leben*, den Hetmann oder den Keith so ergreifend und so wahr zum Bühnenleben erwecken könnte wie Frank Wedekind, der schlechte Mime.

× **Kurze Chronik** des Summurgastspiel des Deutschen Theaters in Paris hat allen Anzeichen nach nur einen bescheidenen Erfolg errungen, bei dem der Regie Max Reinhardts der Löwenanteil zufällt, während sich die Aufführung in ihrer Gesamtheit mit einer freundlich-kühlen, achtungsvollen Anerkennung bescheiden mußte. × Im kommenden Winter wird Alfred Lantz in der frühern *Komischen Oper* zu Berlin sein neues *Deutsches Schauspielhaus* mit *Goethes Egmont* eröffnen. Für diese neue Bühne sind unter anderen auch Kayßler, Abel und Rosa Bertens verpflichtet worden. × Am 1. April hat Martersteig als Intendant endgültig die Leitung des Leipziger Stadttheaters übernommen. × Sein Vorgänger Volkner trat am gleichen Tag sein neues Amt als Intendant in Frankfurt am Main an. × In der kommenden Spielzeit wird Reinhardt den *Julius Caesar* im Zirkus aufführen. × Der bisherige Leipziger Oberregisseur Dr. Hans Loewenfeld hat nunmehr die Leitung des Hamburger

Stadtheaters übernommen. X Der Regisseur Dr. Eger aus Prag trat am 1. Juli die Direktion des Darmstädter Hoftheaters an. X Auch der bisherige Leiter des verdienstvollen Märkischen Wandertheaters, Dr. Geyer, verändert seinen Wirkungskreis und übernimmt mit Beginn der kommenden Spielzeit als Direktor die *Neue Wiener Bühne*.

X **Literatur** Wir besitzen eine ganze Anzahl von Bühnenpraktikern, die mit wachsender Vorliebe zur Feder greifen, um das Wesen ihrer Kunst schwarz auf weiß zu ergründen. Man kann nicht behaupten, daß die Leser bei vielen dieser Erzeugnisse durch überragende geistige Qualitäten verwöhnt werden. Von wenigen rühmlichen Ausnahmen abgesehen, gewinnt man beim Lesen solcher gern theoretisierenden Werke leicht die Überzeugung, daß die unmittelbare Nähe des Rampenlichts mehr blendet als erleuchtet. Die Bühnenmänner, die sich dabei als gute Schriftsteller und Denker erweisen, sind in der Regel schlechte Praktiker; die erfolgreichen Praktiker aber vertragen meist in ihren Werken eine zu große geistige Bescheidenheit. Bei diesen Erfahrungen ist ein Buch wie *Moderne Regie* von Max Alberty / Frankfurt, Englert & Schlosser/ eine willkommene Erscheinung. Das Buch kämpft mit ehrlichen und klug geführten Waffen für eine moderne Auffassung der Regiekunst. Der Verfasser will nicht für Theaterleute geschrieben haben, er will die bisher auf wenige große Theaterzentren beschränkte moderne Regiekunst den Laien nahebringen. Wie fast allen derartigen Büchern haftet auch diesem Werk manches Lehrhafte an; man möchte ihm aber trotzdem wünschen, daß es nicht nur von Theaterfreunden sondern auch von vielen Theaterfachleuten gelesen und beachtet werden möge. Es gibt in gemeinverständlicher Form und in anspruchsloser Knappheit Kunde von den Träumen und Wünschen einer neuen Generation, die mit dem alten Flitterband abgeschlossen hat und auf neuen Wegen alten Zielen zustrebt. Dem aufmerksamen Beobachter unseres Theaterlebens wird das Buch zwar wenig Neues zu sagen haben. Aber es wirkt anregend, zwingt zum Nachdenken und bleibt in dieser aufklärerischen Tendenz auch dort noch verdienstvoll, wo der Leser vielleicht der leidenschaftlichen Begeisterung des Verfassers für einzelne moderne Regisseure nicht mehr zu folgen vermag.

KULTUR

Kolonisation / Gerhard Hildebrand

Argentinien: Für die Entwicklung der Eisenbahnwesen großen Siedelungskolonien gibt die Ausdehnung des

Eisenbahnnetzes in mancher Hinsicht ein zutreffenderes Bild als die Gestaltung der Außenhandelsziffern, da sie auch auf die immer bedeutungsvollere Intensivierung des innern Verkehrs Rückschlüsse gestattet. Ein Vergleich zwischen den in Frage kommenden Kolonisationsgebieten mag zunächst einige allgemeine Anhaltspunkte für die absolute und verhältnismäßige Entwicklung ihres Eisenbahnwesens ermöglichen. Die Länge der Eisenbahnen betrug in Kilometern:

Staat	Anfang 1905	Anfang 1910
Kanada	31 554	38 783
Australien	22 982	25 859
Argentinien	19 971	25 509
Mexiko	19 437	24 161
Brasilien	16 747	20 917
Britisch Südafrika	9 943	14 386

Es scheint nun, daß Argentinien nicht nur seinen Vorsprung vor Mexiko und Brasilien ständig vergrößert sondern auch den australischen Kontinent zu schlagen gewillt ist. Am 1. Januar 1911 verfügte Argentinien bereits über 28 636 Kilometer Eisenbahnlänge. Mexiko hatte es bis zu diesem Zeitpunkt erst auf 24 646, Brasilien gar erst auf 21 370 Kilometer gebracht. Die argentinische Eisenbahnpolitik verdient als großzügig, ja als kühn bezeichnet zu werden, sofern man nicht den streng staatssozialistischen Maßstab anwendet, der in einem solchen auf ausländischen Kapitalzufluß angewiesenen Neuland nur sehr bedingungsweise zulässig ist. Gerade in dieser Hinsicht übrigens wird sich später ein Vergleich zwischen Argentinien und Australien sehr aufschlußreich gestalten.

Die Anlagekosten der argentinischen Bahnen beliefen sich Anfang 1905 auf 588,6 Millionen Pesos Gold und stiegen bis Mitte 1910 auf 981 1/2 Millionen. Die Zahl der beförderten Passagiere ist gleichzeitig von 26,6 auf 59 Millionen gestiegen. Im Personentransport ergibt sich freilich eine unvergleichlich stärkere Intensität des australischen Verkehrs, denn die australischen Staatsbahnen beförderten schon im Rechnungsjahr 1904-1905 125 Millionen, im Rechnungsjahr 1909-1910 sogar 182,3 Millionen Passagiere. Dafür ist die Güterfracht der argentinischen Bahnen durchschnittlich

um die Hälfte größer gewesen als die der australischen Staatsbahnen. Im Jahr 1911 haben allein 3 große argentinische Eisenbahngesellschaften 1300 Kilometer neue Linien eröffnet, so daß schon dadurch die Zahl von 30 000 Gesamtkilometern für Anfang 1912 gesichert ist. Besonders beachtenswert ist, daß die Anstrengungen Argentiniens mehr und mehr darauf gerichtet sind den äußersten Westen und Nordwesten sowie den mittleren Süden für den Verkehr und die Besiedelung zu erschließen. Von dem bisherigen Gesamtnetz mögen nahezu 25 000 Kilometer auf das Gebiet entfallen, das sich von Buenos Aires halbkreisförmig nach dem Innern zu ausdehnt und dessen äußere Grenze etwa durch die Namen der Städte Bahia Blanca, San Luis, Cordoba und Santa Fé bezeichnet wird. Nur ein paar Ausläufer gingen bisher nach Mendoza-San Juan im Westen nach Cordoba-Rioja im mittleren Nordwesten und Tucuman-Salta-Jujuy im äußersten Nordwesten. Im Lauf der nächsten Jahre soll (um im Norden zu beginnen), das Chacoterritorium erschlossen werden, von dem sich Argentinien in erster Linie die Möglichkeit einer ausgedehnten Baumwollkultur verspricht. Westlich davon, in Tucuman, Salta und Jujuy, weisen alle bisherigen Erfahrungen auf die Entstehung eines argentinischen Kalifornien hin. Tucuman hat bereits eine für den südamerikanischen Westen ganz außerordentlich große Bevölkerungsanstauung erlebt, und auch weiter nach Süden zu, in Catamarca, Rioja, San Juan und Mendoza ist die Siedelungsart gesticgen, daß mit einigen zentralen Erschließungsbahnen dem Verkehrsbedürfnis nicht mehr genügt ist. Hier werden deshalb außer der Verstärkung des inneren Bahnnetzes noch 2 Transandenbahnen zur Herstellung des Verkehrs mit Chile betrieben, deren eine von Catamarca über Tinogasta nach dem Paso de San Francisco und von dort abwärts nach Copiapó in der chilenischen Provinz Atacama führen soll, während die andere von Salta durch das Lermatal nach dem argentinisch-chilenischen Grenzort Huaitiquina in den Anden und von da nach Antofagasta geleitet wird. Da die weiter südlich bereits bestehende Transandenbahn Mendoza-Valparaiso die kürzeste Verbindung zwischen Buenos Aires und der Westküste darstellt, lassen sich die beiden neuen Schienenwege nur aus dem wachsenden Verkehrsbedürfnis

der aufstrebenden Nordwestprovinzen erklären, die in der Tat für ihre Personen- und Güterbeförderung die Häfen der pazifischen Küste sehr viel näher als die der atlantischen haben und darum an der Herstellung transandinischer Verbindungen dringend interessiert sind. So wird die Strecke Salta-Antofagasta 830 Kilometer betragen, während die Entfernung Salta-Rosario schon in der Luftlinie mehr als 1000 Kilometer beträgt. Die Strecke Tinogasta-Copiapó-Caldera wird voraussichtlich sogar nicht über 500 Kilometer lang sein (der argentinische Teil etwa 253 Kilometer), während die Luftlinie Tinogasta-Rosario ebenfalls nahezu 1000 Kilometer ist.

Ganz außerhalb des in sich zusammenhängenden argentinischen Verkehrsnetzes endlich entwickelt sich die bisher südlichste argentinische Transkontinental- und Transandenbahn Bahia Blanca-Neuquen-Valdivia, die zunächst die Aufgabe hat 2 große zukunftsreiche Stromsysteme, Colorado und Rio Negro, der Besiedelung zu erschließen. Es ist allerdings, wie die britische Gesandtschaft in Buenos Aires berichtet, bis auf weiteres noch ungewiß, was geschehen wird, wenn die bereits bis jenseits Neuquen geförderte Schienenstrecke die Anden erreicht, da alsdann nicht weniger als 40 Kilometer Granit zu durchtunneln sein sollen. Ob aus ihr wirklich in absehbarer Zeit eine 4. argentinisch-chilenische Transandenbahn werden wird, ist deshalb vorläufig noch zweifelhaft. Für die Entwicklung des mittleren argentinischen Südens hat diese Bahn aber grundlegende Bedeutung. Neuerdings hat sich die argentinische Regierung entschlossen eine noch etwas weiter südlich im Bau befindliche Bahn über die Anden zu leiten, so daß nun tatsächlich auch dem argentinischen Süden eine Schienenverbindung mit Chile gesichert ist. Es handelt sich um einen Ausbau der Regierungsbahn von Porto San Antonio zum Lake Nahuel Huapi am Fuß der Anden, in einer Länge von 480 Kilometer, von denen bereits 200 vollendet sind. Am Ausfluß des genannten Sees soll die Bahn den Rio Limay kreuzen und dann in einer Länge von weiteren 100 Kilometern verschiedene einigermaßen zusammenhängende oder durch Pässe verbundene See- und Flußtäler benutzen, um endlich in 2 Durchtunnelungen von zusammen nur 2½ Kilometer Länge die chilenische Seite zu gewinnen und auf dieser in 109 Kilometer Ausdehnung unter Benutzung des Lago Rancocals nach Valdivia geführt zu wer-

den. Diese Bahn ist zu vier Siebelteln reine Steppenbahn, allerdings die kürzeste Verbindung vom Atlantischen Ozean zum zukunftsreichen südlichen Westen hin.

Die Territorien Rio Negro und Neuquen hatten 1910 erst wenig über 54 000 Bewohner. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt hier (von Nordosten nach Südwesten langsam abfallend) 15 bis 20° Celsius. Der Hauptteil hat zwar nur eine Regenstärke von 200 bis 400 Millimeter, ist aber auf weite Strecken hin vom Rio Negro und zum Teil auch vom Colorado aus bewässerbar. Der subandine äußerste Westen der Neuquen- und Rio Negro-Territorien gehört sogar zu den regenreichsten Gebieten Südamerikas (ansteigend von 400 bis über 1800 Millimeter im Regenzentrum), woraus sich auch für die stromabwärts gelegenen Irrigationsländereien die Möglichkeit völliger Sicherung der Wasserzufuhr ergibt. Es sollen denn auch jetzt außerordentliche Anstrengungen gemacht werden, um diese Territorien zu erschließen: für Bewässerungsanlagen im Rio Negro- und Rio Neuquen-Gebiet sind bereits mehr als 14 Millionen Pesos teils bewilligt teils vorgesehen. Ein Kanal vom Rio Negro zum Porto San Antonio im äußersten Nordwestwinkel des Golfo de San Matias, dessen Kosten auf 16 Millionen Pesos angegeben werden, scheint sowohl Bewässerungs- wie Transportzwecken dienen zu sollen. Bemerkenswert ist noch, daß hier augenscheinlich überall der Staat selbst die Sache in die Hand nimmt, denn auch die Neuquen- und die Lake Nahuel Huapi-Eisenbahnen sind Staatsunternehmen.

X

Baumwolle Nach dem letzten Bericht der *British Cotton Growing Association* ist die Baumwollproduktion in neuen Anbaugebieten des britischen Reichs von 30 100 Ballen indischer Maßart (zu 400 Pfund) im Jahr 1909 auf 44 500 Ballen im folgenden Jahr und auf 61 300 Ballen in 1911 gewachsen. Hauptsächlich in Uganda (von 5100 auf 20 000 Ballen) und im Njassalandprotektorat (von 2400 auf 5000 Ballen) sind große Fortschritte erzielt worden. Als neuestes Produktionsgebiet ist der Sudan mit 15 000 Ballen im Jahr 1910 und 21 000 im Jahr 1911 hinzugekommen. Im übrigen sind die Ergebnisse ziemlich schwankend, und im Sind ist die Baumwollkultur einstweilen wieder aufgegeben worden.

Die unter vielen Schwierigkeiten arbeitende Baumwollindustrie Britisch Ostindiens hat im letzten Jahr wieder Fortschritte gemacht. Die Menge des gespannenen Garns, die in den Vorjahren von 627,6 auf 609,9 Millionen Pfund gesunken war, hat sich wieder auf 625 Millionen Pfund gehoben. Die Menge der Gewebe ist von 228,8 Millionen Pfund im Jahr 1909 auf 245,8 Millionen Pfund im folgenden und 266,6 Millionen im letzten Jahr gestiegen.

Die brasilianische Baumwollernte wird in wachsendem Umfang durch die brasilianische Textilindustrie selber aufgebraucht. Jetzt berichtet wieder der britische Konsul in Pernambuco, daß die letzte Baumwollernte seines Distrikts zwar ungewöhnlich groß gewesen sei, daß aber infolge des gestiegenen Bedarfs der einheimischen Fabriken die Hauptmasse nach dem Süden Brasiliens verschifft wurde. Santos hat 72 421 Ballen, Rio de Janeiro 65 779 und Bahia 10 761 Ballen erhalten, Pernambuco selber endlich 50 000 Ballen gegen 37 000 im Vorjahr gebraucht. Die Folge war, daß trotz der um mehr als 10 000 Ballen größern Ernte nach Liverpool 17 000 Ballen weniger als im Vorjahr verfrachtet wurden.

X

Kurze Chronik Die Ausfuhr des englisch-ägyptischen Sudan ist im letzten Jahr um mehr als ein Drittel, von 977 621 Pfund Sterling ägyptisch auf 1 376 958 Pfund Sterling gestiegen. Die Kautschukausfuhr hat sich mehr als verdoppelt und erreichte 1911 den Wert von 435 622 Pfund, Baumwolle ist um 13 000 auf 237 575 Pfund gewachsen. Die um 900 000 Pfund den Export übersteigende Einfuhr des letzten Jahres deutet auf ein noch starkes Überwiegen der Einfuhr von Material zu Erschließungsanlagen (Eisenbahnbau). X Die Ausfuhr Australiens erreichte 1911 76,22 Millionen Pfund Sterling und überschritt damit die des Rekordjahres 1907 um 3,4 Millionen. Die Einfuhr mit 66,86 Millionen Pfund Sterling ist sogar um 14,8 Millionen höher als die des bisher bedeutendsten Einfuhrjahrs 1907 gewesen. Der Gesamtaußenhandel hat sich seit 1898 verdoppelt. X Die Baumwollkultur in Transkaukasien hat 1911 abermals an Ausdehnung gewonnen. Geplante Förderungsmaßnahmen der Regierung leiden an der echt russischen Bestimmung, daß Ausländer, Juden und Armenier kein Land kaufen, Aktiengesellschaften mit ausländischer Beteiligung es nur auf Pacht bekommen sollen.